

Frankfurter Allgemeine
Magazin

SEPTEMBER 2020



HOCH ZWEI



CHANEL

GUCCI



@amanda_ljunggren by @amanda_ljunggren



gucci.com

@janajonckheere by @janajonckheere

#GucciTheRitual

BOTTEGA VENETA

BOTTEGAVENETA.COM

ZU ZWEIT



Ja, wo soll ich anfangen? Vielleicht bei meinem Beginn mit ihm. Vor acht Jahren kam ich in das Büro von Peter Breul. Unsere Herausgeber hatten bestimmt, dass nur er das Magazin, das Sie gerade in den Händen halten, gestalten könne. Ich war ehrfürchtig bis zur Schüchternheit. Denn vor mir saß nicht irgendein Designer, der an seinem iMac schnell mal Bildmarken refreshes, Corporate Design relauncht oder die Typo in Richtung Trend rebrusht. Peter Breul hatte am 1. September 1986 als Grafiker im „alten“ F.A.Z.-Magazin begonnen. Damals zeichnete er noch mit dem Bleistift die Seiten auf, und mit dem Skalpell beschnitt er die Layoutbilder. Auf den Fluren der Redaktion roch es nach warmem Wachs, denn die Fotoabzüge und Blindtexte konnte man auf dem flüssigen Wachs der Layoutbögen verschieben, bis sie passten. Jeder Buchstabe einer Überschrift wurde mit dem Skalpell ausgeschnitten und zusammengeschoben. Peter Breul, der bei Willy Fleckhaus studiert hatte, dem prägenden deutschen Zeitschriftengestalter, kennt Design noch als Handwerk. An einer Headline saß er durchaus eine Stunde lang. Von 1994 bis 1999 war er Art-Direktor des F.A.Z.-Magazins. Dann gestaltete er die Sonntagszeitung, und seit 2013 steht er auch im Impressum des „neuen“ Magazins. Wir Redakteure haben ihn immer ein bisschen gefürchtet, denn aus den Anfangszeiten hatte er Autorität mitgebracht. Der Text ist viel länger als gedacht? Kurz vor knapp eine Überschrift ändern? Mal schnell ein Bild im fertigen Layout austauschen? So geht das nicht, das machte er jedem schnell klar. Für eine gute Geschichte braucht es immer zwei. (Der Zufall will es, dass es in dieser Ausgabe um Zweiergeschichten geht, um Paare, Zwillinge, Freunde.) Peter Breul konnte nachsichtig lächeln über seine Sparringspartner. Manchmal wurde er aber ungeduldig mit säumigen Kollegen: „Watt nu?“ Kein Wunder, denn er selbst arbeitete immer schon früh am Morgen an den Einzelseiten, die er zu einem soliden Gesamtpaket verband, mit einem Wechsel von großzügigem und kleinteiligem Layout, von bildhafter und dezenter Typo, von starker und sanfter Wirkung. Seine Handschrift brachte es sogar auf den Titel des Magazins. Dieses Heft ist seine letzte große Tat für die F.A.Z. Seit vergangenem Herbst ist er im Ruhestand, nun hört er ganz auf. Danke, Herr Breul! *Alfons Kaiser*

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Peter Bodenhop, Johanna Dürholz, Leonie Feuerbach, Aylin Güler, Dr. Rainer Hank, Ben Kuhlmann, Freddy Langer, Anke Schippi, Boris Schmidt, Peter-Philipp Schmitt, Bernd Steinle, Julia Stelzner, Ute Watzl, Jennifer Wiebking, Dr. Jan Wiele, Elena Witzeck, Bettina Wohlfarth

Bildredaktion:
Henner Flohr

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:
Andreas Gieth

Layout:
Verena Lindner

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300
90471 Nürnberg

GIORGIO ARMANI



ANKE SCHIPP besuchte im Februar die Mailänder Modewoche. Dort traf sie nach der Schau von Max Mara die britische Schauspielerin Gemma Chan und begrüßte sie per Handschlag. Nur wenige Tage später legte das Coronavirus erst die Lombardei und Mailand, dann ganz Italien und schließlich ganz Europa lahm. Für unsere Autorin, Redakteurin im Ressort Leben der Sonntagszeitung, war es einer der letzten Handschläge für lange Zeit. (Seite 60)



ELIAS HAUCK und **DOMINIK BAUER** werden häufig gefragt, wie man als Cartoon-Duo zusammenarbeitet. Sehr gut, offensichtlich: Seit 17 Jahren erscheinen ihre Zeichnungen („Am Rande der Gesellschaft“) in unserer Sonntagszeitung. Für diese Ausgabe haben sie ihre Zusammenarbeit zum ersten Mal gezeichnet. Anders als im Comic sind sie dabei aber selten im selben Raum: Hauck wohnt in Berlin, Bauer in Frankfurt. (Seite 48)



LEONIE FEUERBACH wollte im Sommer zwei Monate mit einem Stipendium in Kolumbien verbringen und dann nach Kanada reisen. Wegen Corona machte sie stattdessen Urlaub in Bayern (Seite 68) und interviewte per Videoanruf Kolumbianer, die nach der Geburt vertauscht worden waren (Seite 54). Auch ihr Stück über Eifersucht (Seite 58) recherchierte sie am Telefon. Ihr Fazit: Deutschland ist schön. Und: Manche Interviewpartner öffnen sich am Telefon leichter.

FOTOS: FRANK ROTH/© LUCAS BAUMAL, FREDDY LANGER

MITARBEITER

UTE und **WERNER MAHLER** haben Mode in der DDR immer als einen Echoraum der Träume wahrgenommen. Das Fotografen-Paar (rechts im Bild) hielt sich gern darin auf. Nach drei Jahrzehnten haben sie für uns nun wieder Mode fotografiert – erstmals als Team. Als Kulisse diente ihnen die Umgebung von Werben an der Elbe, der kleinsten Hansestadt Deutschlands; als Models gewannen sie die Kinder von Freunden. Freddy Langer (links), Redakteur dieser Zeitung für Reise und Fotografie, verband seine beiden Leidenschaften – und sah den Mahlers drei Tage lang bei der Arbeit zu. (Seite 28)



RAINER HANK, der über den – schwach gewordenen – Zusammenhalt in der heutigen Gesellschaft schreibt (Seite 50), bekam die Pflicht zur Solidarität schon bei Schwester Lucilla im katholischen Kindergarten in Stuttgart vermittelt. Im späteren Leben hat er immer wieder gemerkt: Zusammenhalt mit anderen kann stärken und befreien, kann aber auch bedrücken und lähmen. Über diese Ambivalenz der Loyalität hat der Frankfurter Autor, der jahrzehntelang Redakteur der F.A.Z. war und weiter seine Kolumne „Hanks Welt“ in der Sonntagszeitung pflegt, ein Buch geschrieben. Es erscheint im kommenden Frühjahr bei Penguin.





MaxMara

Doppelbild: Manche Designerstücke wie der Sessel Twins (Ece Yalim Design Studio) entfalten erst im Zusammenspiel volle Wirkung. (Seite 44)



Doppelleben: Die Geschichte zweier Zwillingspaare, die nach der Geburt getrennt wurden (Seite 54), hilft uns zu verstehen, welche Einflüsse uns formen.



ZUM TITEL

Marlene Burow und Paul Hahnfeld wurden in Werben an der Elbe von Ute und Werner Mahler fotografiert.

- 18 MICHELE CLAPTON
- 20 MARKUS MEINDL
- 24 LUCIE UND LUKE MEIER
- 65 HEINER LOBENBERG
- 74 DIE LOCHIS

DOPPELSINN Das Mode-Wort Kollaboration hat einen enormen Wandel durchgemacht. *Seite 42*

DOPPELSPIEL Für eine funktionierende Doppelspitze ist vor allem Vertrauen nötig. *Seite 46*

DOPPELPARTNER Reaktive Eifersucht gehört zur Liebe dazu, grundlose zerstört sie. *Seite 58*

DOPPELZIMMER Wie man als Reisender sein Glück im deutschen Mittelgebirge findet. *Seite 62*

DOPPELNAME Garmisch und Partenkirchen wurden einst zwangsvereinigt. *Seite 68*

DOPPELMODELL Der Mini mit Elektroantrieb kommt vor allem auf Kurzstrecken in Fahrt. *Seite 70*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 10. Oktober bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Doppelerfolg: Die britische Schauspielerin Gemma Chan (Seite 60) hat sich in der Film- und in der Modebranche einen Namen gemacht.



Doppelfunktion: Two-in-one-Produkte (Seite 72) gelten vielen als fragwürdige Versprechen der Schönheitsindustrie. Dabei können sie durchaus sinnvoll sein.



L I N D B E R G 

Aus der F.A.Z. vom 12. September 1970: Das Wetter beim Love & Peace Open Air auf der Insel Fehmarn war nichts für zartbesaitete Musikliebhaber.

Foto Wolfgang Haut

Vor fünfzig Jahren

Wenn man sich mit deutschen Alt-hippies unterhält – und es scheint immer mehr zu werden –, kommt das Gespräch leicht auf Jimi Hendrix. Und manche behaupten gar, mit ihm früher um die Häuser gezogen zu sein. Das müssen nicht unbedingt Märchen sein: Tatsächlich spielte Jimi Hendrix zum Beispiel 1967 in Clubs in Herford (Eintritt: acht Mark) und in Offenbach.

Den letzten Auftritt seines kurzen Lebens hatte er auf der Insel Fehmarn. Im Vergleich zu diesem Festival wirkte das Vorbild Woodstock ein Jahr zuvor wie eine geregelte Veranstaltung. Auf Fehmarn ging so ziemlich alles schief. Zum Love & Peace Open Air geladen waren Top-Gruppen wie Ten Years After, Mungo Jerry, Sly & The Family Stone und Canned Heat – und sie zogen eine bunte Schar an Fans an. In der F.A.Z. vom 12. September 1970 hieß es im Bericht zu diesem Bild: „20.000 schwenkten von der Vogelzuglinie ab und pilgerten, beladen mit den Utensilien der Nacht, den schmalen Weg zum Flügger-Strand hinab. Sie kamen zurück zur Natur, um Woodstock oder Utopia oder Nirwana zu finden. Sie erhofften sich Schutz jenseits der Schallmauer von Beat-Maschinen. Der Einfall exotischer Gestalten auf einer Insel, die von Fischen, Kohl und bravem Tourismus lebt: Schweigend standen die Bauern und Fischer am Rand des Karawanenweges, nicht freundlich, nicht feindlich, eher erschüttert von der Vielfalt des Lebens, das sich ihnen bisher entzogen hatte.“

Zu dieser Vielfalt gehörte auch das Sponsoring des Festivals durch Beate Uhse mit 200.000 Mark. Sie wollte es als Werbepattform für ihre jüngst eröffneten Erotik-Shops nutzen, die auch als Vorverkaufsstellen dienten. Und warf wohl eigenhändig Kondome in die Menge.

Das Wetter machte aus dem Trip einen Härte-test, wie man auf dem Bild gut erkennen kann: Herbststürme lösten

den Sommerwind ab, es wurde kalt und ungemütlich. Manche Bands, wie Procol Harum und Ten Years After, konnten letztlich gar nicht auftreten. Die Klänge derer, die doch spielten, kamen trotz einer riesigen Tonanlage oft ob des Sturms nicht bei den Hörern an. Dazu kamen Scherereien mit einer Rockerbande: Für den Einlass hatten die Veranstalter 180 Bloody Devils engagiert, Vorgänger der Hells Angels, die unter anderem Besucher verprügelten, Autos demolierten und angeblich ein gestohlenen Ferkel samt Innereien grillten.

Zum Glück passierte nicht noch Schlimmeres wie beim berühmten Altamont-Festival 1969 in Kalifornien, bei dem ein Zuschauer getötet wurde. Trotzdem blieben am Ende von manchem Traum nur Schutt und Asche: Weil die Veranstalter sich nach dem finanziellen Desaster mit der Tageskasse aus dem Staub machten und ihre Helfer nicht bezahlten, wurden ihre Wohncontainer in Brand gesteckt. Das Festival endete mit einem Polizeieinsatz.

Das Woodstock-Gefühl könne man womöglich nicht organisieren, schloss der Artikel damals, und kam zu dem interessanten Fazit, dass die Musik vielleicht ohnehin keine Rolle spielte: „Die kleine, wachsende Anti-Gesellschaft will nur in Ruhe gelassen werden, sie braucht dazu auch nicht Jimi Hendrix oder Frank Zappa, nicht die Protestpose und nicht die von Polizisten ausgehenden Reizwirkungen.“

Dem würden vielleicht doch jene widersprechen, die letztlich nicht vergeblich auf Jimi Hendrix warteten: Mit ihm, der aus Puttgarden per Hubschrauber eingeflogen wurde und am Sonntagmittag die Bühne betrat, sei die Sonne gekommen, sagen manche. Andere sprachen von einem lustlosen Auftritt – das liegt wohl im Auge der Betrachter. Aber die ihn gesehen haben, werden sich womöglich gerne daran erinnern. Wenige Tage später, am 18. September 1970, starb Jimi Hendrix in einem Londoner Krankenhaus nach einer Überdosis Schlaftabletten. *Jan Wiele*

Im Schwarzen Loch

Mileva Marić
*1875 – †1948



I. Mileva Marić stammte aus einer reichen serbischen Familie. Schon früh galt sie als extrem intelligent. In Zürich studierte sie zunächst Medizin, um von 1896 an als einzige Frau ihres Jahrgangs Mathematik und Physik zu studieren. Dort verliebte sie sich in ihren Kommilitonen Albert Einstein, von dem sie 1902 unehelich schwanger wurde.

Handwritten mathematical notes on a piece of paper:

$$p_y = \frac{Eph}{c} \cdot m \alpha$$

$$\Delta p_y = 2 \cdot | \Delta E \cdot v$$

$$\Delta p_y = m \cdot v = m_0 \cdot v + \Delta p_y = [m_0 + \frac{\Delta E}{c^2}] \cdot v$$

$$\Delta m = m - m_0 \rightarrow \Delta E = \Delta m \cdot c^2$$

$$\rightarrow E = mc^2$$

III. Umstritten ist bis heute, welchen Einfluss Mileva Marić auf Einsteins Werk hatte. Während ihre eigene akademische Karriere stagnierte und sie nie publizierte, soll sie unter anderem als Ko-Autorin der Relativitätstheorie auf dem bis heute verschollenen Originalmanuskript Einsteins von 1905 genannt sein.

II. 1903 heirateten die beiden gegen den Willen von Einsteins Mutter. Sie brachte eine Tochter zur Welt, deren Verbleib ungeklärt ist. Entweder starb das Kind, oder es wurde zur Adoption freigegeben. Kurz darauf gebar sie zwei Söhne.



IV. Auf Drängen seiner Mutter ließ sich Albert Einstein 1919 von Mileva Marić scheiden, ging nach Berlin und heiratete seine Kusine und heimliche Geliebte. Mileva Marić blieb mittellos mit den beiden Söhnen in Zürich zurück. Kurz darauf wurde der jüngste Sohn als schizophren diagnostiziert.



V. Als Indiz für Mileva Marićs großen Einfluss auf Einsteins Arbeit gilt vielen die Tatsache, dass Einstein ihr 1922, nachdem er den Nobelpreis gewonnen hatte, das gesamte Preisgeld überließ.



VI. Einen großen Teil des Geldes musste Marić für die Behandlung ihres jüngsten Sohnes aufwenden. Sie starb verarmt und vergessen 1948 in Zürich, wo man sie in einem Gemeinschaftsgrab beisetzte.

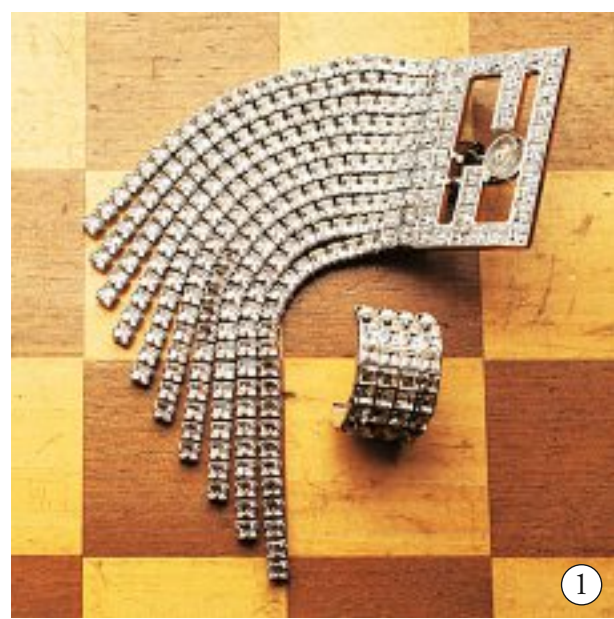
Von Simon Schwartz



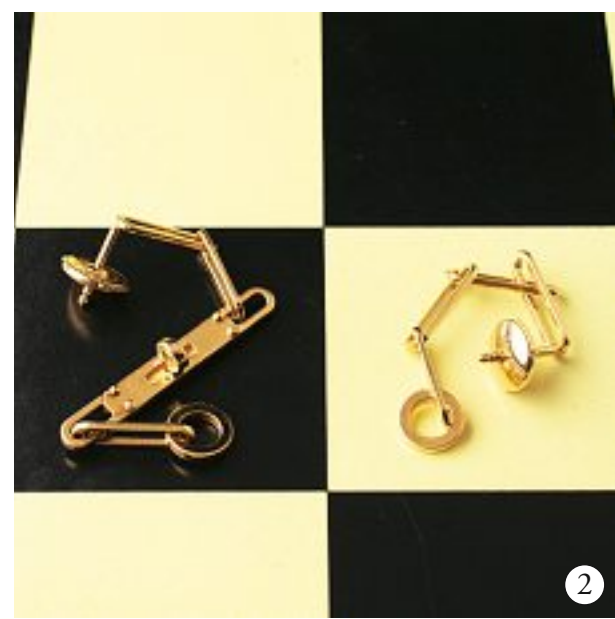
MARCCAIN Marc Cain Collections

MARC-CAIN.COM

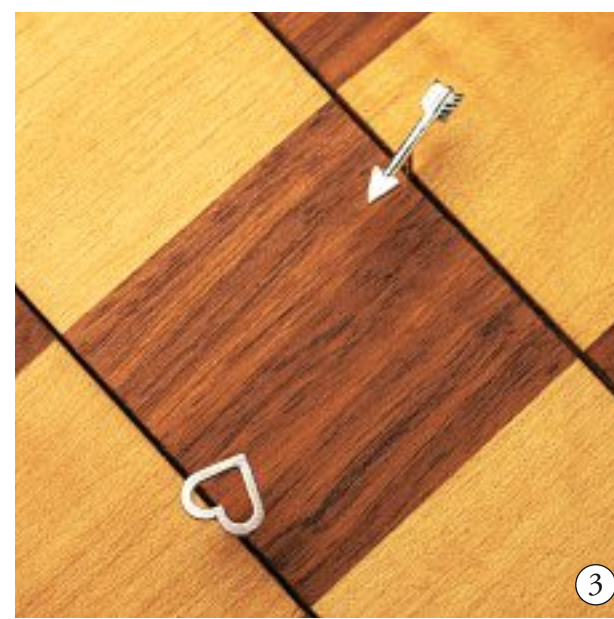
PRÊT-À-PARLER



1



2



3

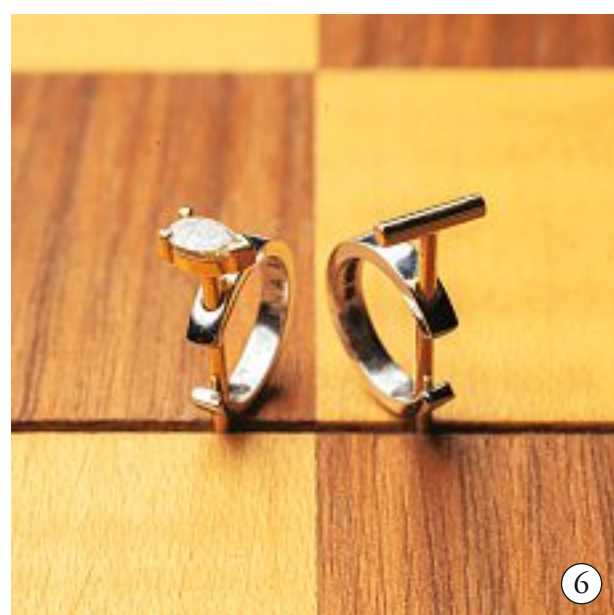


4

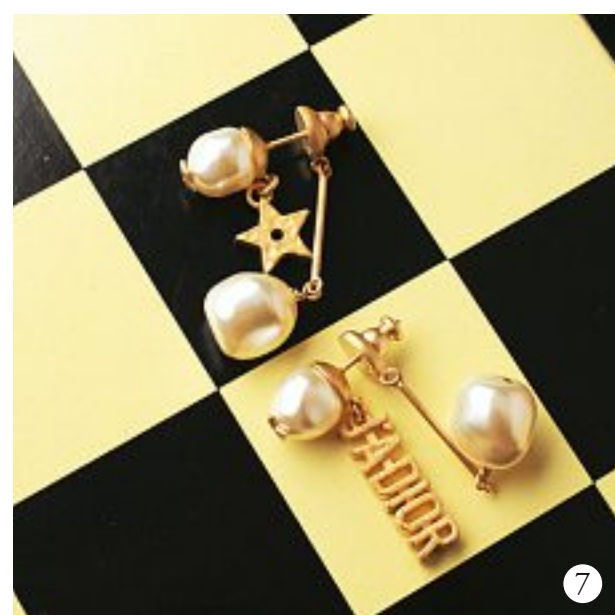
**ACHT PAARE,
KEIN PARTNERLOOK**



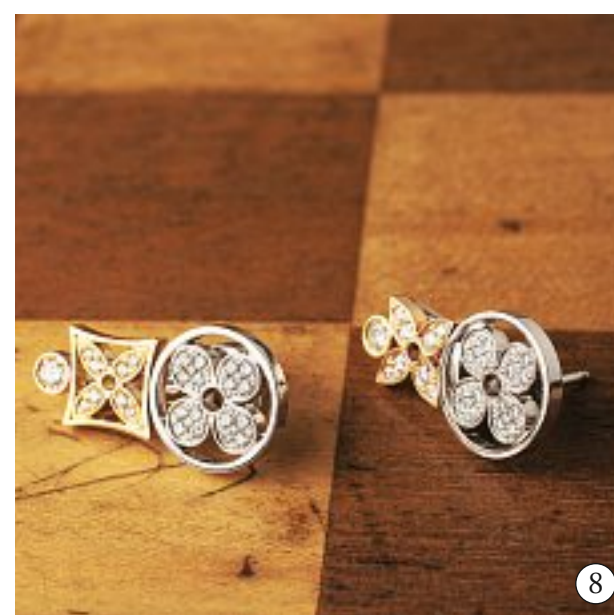
5



6



7



8

Wenn es in den vergangenen Monaten mal nicht viel mehr zu tun gab, als gründlich den Schrank aufzuräumen, konnte man auch zu dieser Corona-Erkenntnis kommen: Schmuck ist und bleibt der wohl schönste Begleiter, den man sich in materieller Hinsicht wünschen kann – und zugleich die wohl beste Wertanlage im ideellen Sinn. Schmuck ist keine Brockhaus-Enzyklopädie, sondern passt in kleine Schachteln. Schmuck kann total aus der Zeit gefallen sein oder ein bisschen anlaufen, ganz egal: Etwas Spezielleres als die eine Brosche von der Uroma oder die Perlenkette von der Großtante kann es nicht geben.

Wer heute bewusst konsumiert, nur einmal die Woche Fleisch isst, nicht beim Textildiscounter einkauft und so weiter, der kann die alten Stücke mit dem guten Gefühl

des Wiederverwertens tragen. Und zwar irgendwie anders, als das mit dem alten Pelzmantel möglich wäre.

Schmuck drängt sich weniger auf und überdauert trotzdem, da können die Zeiten längst andere sein. Dass sich nämlich auch beim Schmuck etwas tut, zeigen unsere Schachbrett-Bilder. Jahrhundertlang gehörten Ohrringe zusammen, die einander glichen. Eins und eins ergab ein Paar. Hier zu sehen sind auch Paare, nur ohne Partnerlook. Das Beispiel Fendi (1) zeigt es offensichtlich: Beide Ohrringe funkeln, der eine als dicke Kreole, der andere mit zehn langen Strängen. Bei Louis Vuitton (8) und Hermès (2) muss man genauer hinschauen, um Unterschiede zu erkennen. Vorhanden sind sie natürlich, sie machen gewissermaßen den Ohrring 2020 aus.

Bei diesem Trend muss sich niemand festlegen. Das passt, da es längst Mode geworden ist, die Ohren mehr als einmal pro Seite piercen zu lassen. Realistisch auch, dass man in der Summe dann doch nur einen Stein trägt, wie mit dem Paar von Ina Beissner (6). Auch mit den Chanel-Stücken (4), eines in Weißgold, eines in Roségold, bleibt man spielerisch. Und wie kombiniert man den Pfeil und das Herz (Saskia Diez, 3), die zwei Hände (Nina Kastens, 5), den J'Adior-Slogan (Dior, 7)? Tja, Styling! Die Marken geben nichts vor.

Womit man auch bei der schönen Herausforderung wäre, der man sich als Schmuckerbin stellen kann. Vielleicht ergeben Omas linker und Mamas rechter Ohrring auch ein schönes Paar. (jwi.)

Fotos Frank Röth

MY STYLE.
MY STATEMENT.
GERARD BUTLER'S CHOICE.

OLYMP



SNEAK AROUND (22) NIKE AIR JORDAN 4 SAIL X OFF WHITE

Normalerweise schmücke ich diese Kolumne mit einem Bild von Sneakern an meinen Füßen. In dieser Folge muss ich mit der Regel brechen, denn ob ich meine Nike Air Jordan 4 Sail x Off White tatsächlich tragen werde, weiß ich noch nicht. Nach mehreren Sneak-Peeks zu Beginn des Jahres kam Virgil Ablohs neue Kooperation mit Nike am 29. Juli in den Handel. Der 39 Jahre alte Designer verleiht dem legendären Air Jordan 4 seine Handschrift. Das Modell, 1989 von Tinker Hatfield entworfen, war das erste Jordan-Modell, das auf der ganzen Welt vertrieben wurde. Es wurde zu einer Legende der Sneaker-Geschichte.

In der Off-White-Version des Schuhs steht der Stil von Virgil Abloh im Vordergrund. Der studierte Architekt gründete 2013 in Mailand das Label Off-White. Es folgten zahlreiche erfolgreiche Kooperationen. Seit 2018 ist Abloh außerdem Chefdesigner der Herrenkollektion von Louis Vuitton. Im März erschien die erste Kollektion für Nike, die sich The Ten nennt. Abloh überarbeitete viele der meistverkauften Schuhe des Unternehmens, behielt das ursprüngliche Design des Schuhs aber immer bei.

Zum Launch des Air Jordan 4 Sail x Off-White wendete sich Nike über die App „SNKRS“ nur an weibliche Kunden und verschickte eine Push-Mitteilung samt einer Nachricht des Designers. Im Vergleich zu den vorherigen Nike-x-Off-White-Kooperationen wirkt der Jordan 4 Sail nicht übertrieben, sondern clean, mit cremefarbener Basis und farblich angepassten Overlays. Abloh dekonstruiert kaum. Sichtbarer Schaumstoff am Kragen, halbtransparente Ösen, patentierte Textgrafiken des Labels und der Off-White-übliche Kabelbinder runden das Design ab. Neben dem Off-White-Etikett wird der Air Jordan 4 mit dem „Jumpman-Air“-Etikett geliefert.

48 Stunden nach dem Release lag der durchschnittliche Wiederverkaufspreis auf der Resell-Plattform



„StockX“ bei 1020,05 Euro. Der Verkaufspreis von Nike lag ursprünglich bei rund 225 Euro. Damit ist der Schuh einer der teuersten Damen-Sneaker.

Der Hype begann schon vor der offiziellen Markteinführung: Zwecks einer Spendenauktion für Black Lives Matter stellte Abloh ein Paar zur Verfügung. Die Schuhe signierte der Designer, allerdings nicht mit seinem Namen, sondern mit dem des Höchstbietenden. Die Sneaker wurden für 187.000 Dollar versteigert. Off-White-Releases gehören zu den beliebtesten unter Sneakerheads. Auch ich hatte schon bei Kaufrecht-Verlosungen über die Nike-App das Glück, ein Paar ergattern zu können. Für mich dienen sie vor allem als Wertanlage. Das funktioniert aber nur, wenn die Schuhe „Deadstock“ bleiben, also nicht getragen werden. Der Markt ist volatil, ob die Schuhe mir irgendwann einen großen Gewinn einbringen, lässt sich nicht voraussagen. Aber allein die Freude, den Schuh in meiner Sammlung zu haben, ist groß. *Aylin Güler*



TRAGENDE NEBENROLLE: WIE KLEIDER DEN FILM PRÄGEN

Dieses Kostüm war nichts für Mata Hari. So wie im echten Leben können auch im Film Hose oder Jacke mal nicht recht sitzen. Michele Clapton, Kostümbildnerin des neuen und dritten „The King's Man“-Films, der im kommenden Jahr in den Kinos zu sehen ist, beobachtet das hin und wieder bei Anproben. Der Fall Mata Hari ist dafür ein Beispiel. Die Österreicherin Valerie Pachner soll unsicher gewesen sein wegen eines Kostüms, das Clapton für ihre Rolle der berühmten Spionin vorgesehen hatte. „Irgendwas stimmte nicht. Also schlug ich vor, etwas Fließendes auszuprobieren“, sagt Clapton. „Das hat auf einmal einen großen Unterschied gemacht.“

Das Beispiel zeigt, welche Rolle Requisiten am Filmset spielen. Keine Hauptrolle vielleicht, aber eine tragende Nebenrolle. Wobei Requisiten das falsche Wort sei, sagt Clapton. „Sagen wir besser: Kleider. Menschen tragen Kleider, und wenn Menschen Menschen spielen, dann sollte man auch bei Kleidern bleiben.“ Die Kleider gäben nicht das Narrativ vor. „Aber sie unterstützen es.“ Ihre Arbeit als Teil eines Teams umreißt das recht deutlich. Im neuen Agentenfilm, der zu den Anfängen des Geheimdienstes im 19. Jahrhundert zurückgeht und das Skript um historische Figuren wie Mata Hari und den britischen General Herbert Kitchener erweitert, gibt es auch eine Szene, in der ein Wollpullover zu sehen ist. „Der Pullover steht für Emotionen, für etwas Menschliches und Warmes“, sagt Clapton. „Jedes Stück braucht seine Berechtigung.“

Entscheidend sei deswegen, Drehbuch und Figuren zu durchdringen, bevor es mit der Arbeit losgeht. „Man muss

Keine Requisiten: Wenn Menschen andere Menschen spielen, dann seien das Kleider, die sie tragen, sagt Kostümbildnerin Michele Clapton (Bild unten) – wie in der Szene aus „The King's Man“.

die Zeit verstehen, in der eine Geschichte spielt und ihre Menschen. Welche Farben waren damals dominierend? Welche Stoffe? Nur so lassen sich am Ende glaubwürdige Rollen entwerfen.“

„The King's Man“, dessen Zentrale im Geschäft eines Maßschneiders an der Londoner Savile Row liegt, ist dabei über drei Teile auch zu einem Modofilm geworden. Dem Regisseur Matthew Vaughn kam die Idee damals passenderweise – an der Savile Row. „Ich stand gerade bei Huntsman in der Umkleidekabine, um mir einen Anzug maßschneidern zu lassen. Ich langweilte mich und fing an zu überlegen, wie das wohl wäre, wenn ich meine Hand auf diesen Spiegel läge und man mich daraufhin an einen geheimen Ort transportieren würde.“

Den Maßschneider gibt es tatsächlich, Savile Row, Hausnummer 11, und wie stark Kleider eine Geschichte prägen, zeigt sich daran, dass mittlerweile eine Modokollektion zum Film entstanden ist. Mr. Porter, der Luxusanbieter für Herrenmode, verkauft sie. Chefeinkäufer Sam Kershaw sagt, es handle sich um eine der zehn Bestseller-Marken. Die Filme zeigten die britische Maßschneidertradition, das habe den Ateliers an der Savile Row geholfen, aber auch das Geschäft digital befeuert.

Für Vaughn, der mit Claudia Schiffer verheiratet ist, spielten Kleider in Filmen schon immer eine Rolle. „Nachdem ich Tom Cruise mit seiner Wayfarer-Sonnenbrille in ‚Lockere Geschäfte‘ gesehen hatte, habe ich mir auch so eine gekauft“, berichtet er über die achtziger Jahre. „Oder ‚Ein Mann für gewisse Stunden‘: Damit wurde mir auch die Arbeit von Giorgio Armani nähergebracht.“

Klassische Beispiele für Schleichwerbung, könnte man einwenden. Marken unterstützen einen Film finanziell, deren Produkte kommen dafür in spannendem Zusammenhang vor. Andererseits: So wie im echten Leben tragen auch die Kleider in einem Film dazu bei, dass sich ein Zusammenhang überhaupt erst erschließt. „Guter Stil prägt immer unsere Erinnerung an einen Film“, sagt Vaughn. Umgekehrt könne Stil auch das Verständnis für eine Rolle prägen. „Wenn

mich Schauspielerinnen eines historischen Films fragen, ob es wirklich ein Korsett sein müsse“, sagt die Kostümbildnerin Clapton, „dann antworte ich, dass die Kleider nicht ausschließlich zur Darstellung da seien. Das Korsett zum Beispiel gibt einem auch die Haltung einer bestimmten Zeit.“ *(jwi.)*



PRÊT-À-PARLER

SPIELERISCH SCHREIBEN WIE EIN JAPANER

Für Kengo Kuma passen Mensch und Holz optimal zusammen: Beide seien sanft, lebendig, aber auch verletzlich – und beide alterten gemeinsam. Kein Wunder also, dass der 1954 in Yokohama geborene Architekt ein besonderes Holz als Material für einen Füllfederhalter gewählt hat, der in limitierter Auflage und als Teil der Varius-Edition der Genfer Marke Caran d'Ache erschienen ist: Der Schaft besteht aus Hinoki-Zypresse, einer Holzart, die in Japan als heilig gilt.

Und noch etwas ist charakteristisch für die Arbeiten Kengo Kumas: Elemente, die raffiniert ineinander passen – wie beim japanischen Spielzeug Chidori. Er habe den „typischen Chidori-Look“ auf dem Korpus des Schreibgeräts wiedergeben wollen, sagt Kengo Kuma, der gerade erst das neue Nationalstadion für die nun verschobenen Olympi-



schen Sommerpiele in Tokio entworfen hat. Bestes Beispiel für den Chidori-Stil des Architekten ist das Daiwa-Forschungszentrum, das zum Hongo-Campus der Tokioter Universität gehört und dessen Fassade von Tausenden hölzernen Leisten bedeckt ist.

Auch der amerikanische Architekt Peter Marino hat schon ein Schreibgerät für die Varius-Linie des Schweizer Familienunternehmens geschaffen. Sein Füllfederhalter hat einen mit Kalbsleder überzogenen Schaft, der geschnürt ist wie ein Mieder – und dazu einen Totenkopf mit Onyx-Augen. *(pps.)*

Im Chidori-Stil: Kengo Kumas Füllfederhalter hat einen Schaft aus Hinoki-Zypresse, einer Holzart, die in Japan, der Heimat des Architekten, als heilig gilt. Die Auflage ist limitiert auf 1000 Stück.

FOTOS: AYLIN GÜLER, RUSSELL FERGUSON, PETER MOUNTAIN © 2020 20TH CENTURY STUDIOS, HERSTELLER

GROUNDPIECE
MODULARES SOFASYSTEM
Antonio Citterio Design

www.flexform.it

FLEXFORM

MADE IN ITALY



AGENTUR FÜR
DEUTSCHLAND
Patrick Weber
Tel. +49 7044 9229 10
info@italdesign.de



„Eine völlig neue Dimension“: Kurt Josef Zalto und sein Weinglas Josephine mit seltsamem Knick

ALTE TRADITION MIT NEUEM KNICK

Von jeher war zweierlei unentbehrlich für die Glasherstellung: Holz und Quarz. Wo beides im Übermaß vorhanden war, siedelten sich Glasschmelzen und -manufakturen an, früh schon in Böhmen und Schlesien, im Iser- und im Riesengebirge. Aber auch zum Beispiel im Waldviertel im Nordwesten Niederösterreichs, wo seit dem Mittelalter mehr als 120 Glashütten gegründet wurden. Von der alten Tradition ist wenig geblieben, die meisten Manufakturen existieren längst nicht mehr. Nun aber hat ein Waldviertler eine der traditionsreichsten Marken aus dem schlesischen Riesengebirge wiederbelebt – die Josephinenhütte.

Kurt Josef Zalto entstammt einer alten Glasmacherfamilie – in sechster Generation. Er lernte auf der Fachschule in Kramsach in Tirol, Glas zu gestalten und zu gravieren, arbeitete danach kurz in einem großen Betrieb im Bayerischen Wald, bevor er Ende der siebziger Jahre zurück zur Familie nach Brand-Nagelberg ins Waldviertel ging.

Die kleine Marktgemeinde mit rund 1500 Einwohnern im Bezirk Gmünd in Niederösterreich liegt direkt an der tschechischen Grenze. Der Ort ist bekannt für seine Glaskunst. Kurt Josef Zalto wurde vor 20 Jahren wegen eines Weinglases bekannt, an dem er mehrere Jahre lang getüftelt hatte. Das bleifreie mundgeblasene Glas ist hauchdünn und doch robust genug für die Gastronomie. Das Besondere an ihm ist aber ein spezieller Winkel, durch den sich der Wein besser entfalten kann. Das Zalto-Glas wurde schnell zum Mythos, Weinkritiker wie Robert Parker und Sommeliers wie François Mauss schwärmten für den Kelch aus dem Waldviertel.

Nun hat der Neunundfünfzigjährige ein neues Glas mit einem Knick geschaffen. In Bewegung wird ein Teil des Weins, der am Rand des Glases aufsteigt, gebrochen, anschließend fließt er in einer Spiralbewegung zurück ins Glas. Dabei nimmt der Wein viel Sauerstoff auf und kann sich gut entfalten. „Geschmacklich eine völlig neue Dimension“, sagt Zalto. „Gleichzeitig ist das Glas so fein, dass man fast das Gefühl hat, den Wein in der Hand zu halten.“

Die Kollektion heißt Josephine. Der Name geht zurück auf Graf Leopold Christian von Schaffgotsch (1793 bis 1864), der 1842 die ebenfalls nach seiner Frau benannte Josephinenhütte gegründet hatte. Unter ihrem damaligen Leiter Franz Pohl wurde sie schnell zu einer der bedeutendsten Glasmanufakturen Europas. An diese Tradition knüpft Zalto nun an, mit seinen mundgeblasenen Josephinen-Gläsern. *Peter-Philipp Schmitt*



Wiederbelebt: Für die Josephinenhütte werden Gläser wieder mundgeblasen.

EINE SITZINSEL IN DER TRADITION DES BAUHAUS

Das Bauhaus-Jahr wirkt nach. Fast unweigerlich muss man bei diesem Sofa an Marcel Breuer oder Ludwig Mies van der Rohe denken, auch wenn schon die Sitztiefe dagegen spricht. Den Entwurf hat Piero Lissoni geschaffen. Matic hat einen Rahmen aus Metall, einen gesteppten Bezug im Capitoné-Stil und eine geschwungene Rücken-

lehne, die sich anpassen lässt. Der italienische Designer ist vielbeschäftigt – allein für Knoll International hat er schon 14 Produkte entwickelt.

Das amerikanische Unternehmen hat eine lange Geschichte und einen deutschen Ursprung. Hans Knoll war der zweite Sohn von Walter Knoll und ging nach Amerika.

Sein älterer Bruder Robert übernahm das Unternehmen des Vaters, das bis heute unter dem Namen Walter Knoll mit Sitz in Herrenberg fortbesteht. Hans Knoll hingegen baute seit 1938 zusammen mit seiner Frau Florence ein eigenes Unternehmen auf, Knoll International.

Hans und nach seinem frühen Tod 1955 vor allem seine Frau Florence hatten die besten Kontakte zu vielen der nach Amerika ausgewanderten ehemaligen Bauhäusler, besonders zu Mies van der Rohe. Er wurde am Illinois Institute of Technology, wo Florence Knoll seine Architekturstudien besuchte, ihr Mentor. Noch als Florence Schust hatte sie vorher schon für Walter Gropius und Marcel Breuer in Cambridge gearbeitet. Auch darum hat Knoll International die Rechte an einigen der bekanntesten Bauhaus-Entwürfe, wie etwa dem Stuhl Wassily von Breuer und der Liege Barcelona von Mies van der Rohe. *(pps.)*



Mit Rückenlehne zum Anpassen: Das Sofa Matic hat Piero Lissoni für Knoll International entwickelt.

SOOKEE: „ICH HABE TÜREN AUFGETRETEN – JETZT SIND ANDERE DA“

Sookee, 2018 haben wir Sie als feministische Hoffnung im deutschen Hip-hop vorgestellt. Dann haben Sie sich Ende 2019 aus der Rapszene verabschiedet. Wieso?

Ich nehme seit 2002 Musik auf. Wenn mich jemand jetzt, wo ich gehe, noch als Newcomer sieht, ist das nicht mein Problem. Mein Ziel war immer, gemeinsam mit anderen Strukturen zu verändern. Die gute Nachricht: Das hat geklappt. Ich bin jetzt nicht mehr „die“ queere feministische Rapperin, sondern „eine“, und das ist eine große Erleichterung. Ich fühlte mich mit der Musikindustrie nicht mehr wohl. Ich wurde zu sehr großen Festivals eingeladen, bekam dann aber schlechte Slots. Ich will nicht aus bloßer Dankbarkeit, endlich dabei sein zu dürfen, als Feigenblatt dienen. Ich habe Türen aufgetreten und gesagt, was ich sagen musste. Jetzt sind andere da.

Wie unangenehm wurde es konkret?

Die Musikindustrie ist ein Ort für große Egos. Wenn du nicht die Person bist, die mit dem größten Selbstbewusstsein auf die Bühne läuft, ist das nicht immer einfach. Die Person mit den meisten Verkäufen hat den besten Raum im Backstage und natürlich die größte Klappe. Das ist unangenehm, weil man dort ja eigentlich einen Rückzugsort haben soll. Wenn ich also ans Salatbuffet will, muss ich mir die Frage stellen: Gehe ich einen Umweg oder mittendurch? Da will dich keiner umbringen, aber du spürst die Blicke und hörst die Kommentare – besonders, wenn du unbehaglich bist. Es geht immer um Macht. Das habe ich schon in der Slam Poetry gemerkt. Damals dachte ich dann irgendwann: Da kann ich auch im Hip-hop bleiben, da halten sich wenigstens nicht alle für Goethe.

In Ihrem Lied „Vorläufiger Abschiedsbrief“ haben Sie schon 2004 mit dem Gedanken gespielt aufzuhören. Was war damals anders?

Damals interessierte sich der Mainstream nicht für mich. Ich habe mich an männlichen Rappern abgearbeitet. Später hat sich dann noch eine andere Ebene aufgetan: Die PR-Agenturen, die Labels, die Festivalbooker – alle, die mitverdienen, aber keinen Ärger abbekommen, weil sie weniger sichtbar sind. Niemand kennt die Manager dieser Großverdiener. Wer nickt die Musik und die Texte die ganze Zeit ab? Wir müssen den Echo nicht wegen Kollegah abschaffen, sondern wegen allen, die daran beteiligt sind. Dieses Strukturbewusstsein ist bei mir noch mal gewachsen.

Und dann kam die feministische Verwertungslogik?

Feminismus ist dem Kapitalismus ausgeliefert wie unser ganzes Leben. Wenn ich am 8. März sehe, wie jeder Klamottenladen sich Starke-Frauen-Slogans zu eigen macht, kann ich diese Monetarisierung einer herrschaftskritischen Weltsicht weder als Antifaschistin noch als Kapitalismuskritikerin ertragen. Die Musikindustrie springt auf das Thema auf, weil es läuft. Das ist wie bei Autotune. Mir ging das alles ein bisschen zu schnell. Ich habe mir nicht die ganzen Jahre den Stress gegeben, damit jetzt einfach alle sagen können, sie sind dabei. Ich möchte, dass diese Gemeinschaft wächst. Aber sie soll nicht zu Staub zerfallen, wenn ich einmal dran pickke.

Muss denn jede Feministin ein fundamentales Wissen über feministische Theorie vorweisen?

Gar nicht. Ich habe Gender Studies studiert. Ich kenne die Kämpfe aus der Uni und der Szene. Ich denke, ich habe ein gutes Gefühl dafür, wann etwas einfach angesagt ist und wann es sich lohnt, sein ganzes Leben dafür einzusetzen. Ich komme selbst aus einer Arbeiterfamilie. Ich bin die erste Frau mit Abitur in meiner Familie. Das Wissen musste ich mir auch auf der Straße aneignen. Das sind keine Geheimnisse mehr aus den Hinterzimmern akademischer Abteilungen. Man kann sich Intersektionalität in Youtube-Videos erklären lassen. Ich freue mich einfach, wenn ich es mit Substanz zu tun habe.

Was halten Sie von Rapperinnen der neuen Generation wie Shirin David, Juju und Loredana?

Ich höre das überhaupt nicht. Es enttäuscht mich, wenn man versucht, auch in ihnen noch ein Fitzelchen Feminismus zu entdecken. Sie wollen Geld verdienen. Ich nehme Frauen ernst genug, um nicht per se Luftsprünge zu machen, wenn eine am Mikro steht. Auch Frauen können Mist reden. Wenn ich diese Wörter höre, Hurensohn oder

Spast, könnte ich schon ausrasten. Behindertenfeindlichkeit lässt sich nicht als Kunstfreiheit halluzinieren.

Wieso werden nicht alle Rapperinnen über kurz oder lang zu Feministinnen?

Frauenfeindlichkeit im Hip-hop gab es vor zehn Jahren genauso, aber bis vor drei Jahren hat sich niemand zur Feministin aufgeschwungen. Das hat mit verinnerlichtem Sexismus zu tun. Man grenzt sich lieber von der Feministin ab, weil man denkt, dass die Boys die Regeln machen: die Produzenten, die Featuregäste, bei denen man anknüpfen muss, die komplette Musikindustrie. Und die Redaktionen der Hip-hop-Magazine haben es mitgetragen. Was wurde ich gekürzt, weil man davon nichts hören wollte!

Frauen im Deutschnap gibt es doch schon lange. Wieso ist Solidarität immer noch so schwierig?

Die ersten Frauen-Hip-hop-Festivals wie das Female Flava 2005 in Berlin haben versucht, Frauensolidarität zu bündeln. Damals war von Feminismus noch keine Rede. Es ging darum zu zeigen: Junge, wir können auch rappen. Viele Frauen waren aber über die Boys am Start, und viele, die ich damals kennengelernt habe, sind nicht mehr da. Leute wie Visa Vie und Pyranja sind in den Journalismus gegangen und haben sich in der Objektivität ein sicheres Terrain gesucht.

Ideal wäre es doch, man müsste den Kampf gar nicht mehr zum Thema machen.

Das ist die Frage. Thematisiert man es und ruft das große Gähnen hervor, oder nutzt man den strategischen Moment? Die Klischees über Feminismus in Westdeutschland wurden von der „Emma“ geprägt, von Penisneid, Haaren an den Beinen und Alice Schwarzer. Jetzt sind wir bei Männerwelten und MeToo angekommen. Es hat sich was getan. Das ist gut. Aber ich will nicht „gleichgestellt“ werden, ich will plurale Geschlechtergerechtigkeit außerhalb binärer Logiken. Es gibt einen Unterschied zwischen liberalem und intersektionalem Feminismus.

Das klingt, als wäre der Anspruch der Szene sehr hoch.

Das stimmt. In vielen Phasen meines Lebens habe ich auch nur die Fehler anderer benannt, um zu zeigen, wie sehr ich dazugehöre. Aber Menschen, die ein bestimmtes Verständnis von einer besseren Welt haben, sind eben voller großer Ansprüche an sich und die anderen.

Welchen Ausweg gibt es?

Solidarität und konstruktive Kritik. Wir haben zwar große Ideen von der Welt, sind aber keine besseren Menschen. Wir leben vom Gossip wie alle anderen auch. Der kommt dann eben von Twitter, nicht aus dem Privatfernsehen. Ich empfehle die therapeutische Befragung: Warum tut es mir so weh, wenn mich andere kritisieren? Wie groß kann mein Ego sein? Wenn wir ehrlich sind, ist nichts, was das

Ego füttert, gut fürs Leben. Mit einem solchen Selbstbild kann man nur scheitern. Lieber bisschen Mund halten und warten, was passiert. Natürlich tut es weh, wenn einem Transfeindlichkeit vorgeworfen wird. Aber aus solchen Debatten lernt man, und viele andere lernen mit.

Ist es nicht etwas weit hergeholt, Ihnen Transfeindlichkeit vorzuwerfen?

Wenn es kein Verständnis über ein Thema gibt, und dann kommt jemand und gibt 60 Prozent, und die anderen wissen ganz genau, was viel Prozent noch fehlen: Das sind Vollkommenheitsansprüche, die ich nicht erfüllt habe. Ich bin aber dankbar, dass meine Arbeit relevant genug war, um sich derart daran aufzureiben.

Und was ist aus der künstlerischen Freiheit geworden?

Ich betrachte mich selbst nicht als Künstlerin. Ich mache Hip-hop und Politik. Ich weiß, ich bin nicht die krasseste Rapperin. Aber meine Intention ist eine andere. Ich habe Lust auf Sachen, die Leute hören können, ohne Angst zu bekommen vor dieser Coolnessfabrik. Mich überfordert die Idee von Kunst. Die Kunstfreiheit sollte kein Argument für Leute sein, die Mist bauen. Wir werden uns noch umschauen, wenn uns die heute Sechsjährigen eines Tages sagen, was wir alles falsch gemacht haben, von der Transseksualität bis zum Eurozentrismus. Ein bisschen mehr Vorsicht und Demut ist angesagt. Wissen ist immer situativ.

Sie haben mal gerappelt: „Viele meiner Freunde sind Männer“.

Welche Rolle spielen die Männer in der Branche? Vielen Männern nehme ich ihren Standpunkt ab, weil ich sie schon lange kenne und habe wachsen sehen. Aber ich weiß, dass Leute, die vor ein paar Jahren noch gegen meine feministische Basis gearbeitet haben, jetzt einen auf aufgeklärt machen. Manchen wurde das Thema einfach medial übergeworfen. Ich weiß auch, dass es Leute gibt, die Sookee und Bausa zusammen hören können. Viele Rapper kommen nett daher, dabei sind sie inhaltlich – und auch Backstage – die gleichen miesen Idioten. Keiner muss sich einen Stempel bei mir abholen, ich bin keine Behörde. Aber das ist so konträr, da fühle ich mich nicht mehr zugehörig. Und es gibt ja auch andere Sachen, mit denen ich mich beschäftigen kann.

Wieso machen Sie jetzt Musik für Kinder?

Auf einem Kinderfestival rennt kein Gzuz herum. Am Ende sind seine Fans auch elf. Aber ich stehe dann dazu, dass meine Fans elf sind. Das muss jetzt alles nicht mehr mein Problem sein. Man kann diese Musik ja nicht verbieten. Ich war immer dafür, dass die Leute selbst merken, was ihnen nicht guttut. Ich wünsche mir, dass Kinder so wenig Traumata erleben wie möglich.

Die Fragen stellen Johanna Dürrholz und Elena Witzeck.



Die Rapperin Sookee, geboren 1983 als Nora Hantzsch in Pasewalk, engagiert sich gegen Homophobie und Sexismus im Hip-hop. Mit unseren Redakteurinnen Elena Witzeck (rechtes Bild, links oben) und Johanna Dürrholz (rechts oben) sprach sie auch für eine neue Folge der FAZ.NET-Popmusikserie „Tonangeber“. **Siehe www.faz.net/tonangeber**



PRÊT-À-PARLER

„DAS OKTOBERFEST DER VERGANGENEN JAHRE WAR WEIT WEG VON EINEM SCHÖNEN EVENT“

Herr Meindl, Sie beschäftigen sich in Ihrem Familienbetrieb in elfter Generation mit alpiner Ausstattung. Wie sehr schmerzt das ausbleibende Oktoberfest in diesem Jahr?

Es ist, wie es ist. Schmerzen tut es natürlich, weil der Umsatz dieser paar Wochen wegfällt. Die Marke lebt aber nicht nur zum Oktoberfest. Es ist nur ein Teil, der sehr angenehm ist, und wenn das Oktoberfest nicht stattfindet, dann wird sich zeigen, ob die Marke stark genug ist, und das ist sie.

Was bedeuten Lederhosen heute?

Die Lederhose ist ein modernes Bekleidungsstück, ein Stück Lebensgefühl. Die Lederhose ist einerseits Freizeit, andererseits Kultur. Damit haben wir jetzt auch wieder unseren Platz in der Jugendkultur gefunden. Junge Menschen finden sie wieder cool, für die Zukunft der Lederhose ist das wichtig. Die Lederhose ist somit nicht nur auf Festen präsent, sie ist auf der Straße gelandet.

Wann hat sich das zum ersten Mal angedeutet?

Das ist ungefähr zehn Jahre her. Auch 16 Jahre alte Jugendliche tragen sie jetzt, denen gefällt die alpine Lebensart. Sie verkörpern damit natürlich auch eine gewisse Identität, und das hilft wiederum, eine Community aufzubauen.

Früher haben jüngere Menschen keine Lederhosen getragen?

Da war das Thema Verein wichtiger, wenn du im Verein warst, hast du dich entsprechend angezogen. Das ist heute anders.

Stattdessen wechselt man heute je nach Event unverbindlich die Rolle. Nur ist mit der Eventisierung jetzt ja erst mal Schluss. Das Oktoberfest zeigt es.

Ich bin keiner, der sich mit seinem Produkt an die Masse richtet. So wie das Oktoberfest in den vergangenen Jahren stattgefunden hat, war das weit weg von einem schönen Event. Es war ein Massenevent, das Geld in die Kassen gespült hat, aber von Qualität waren wir da weit entfernt. Vielleicht ist die aktuelle Situation auch eine Chance, um Leute herzubekommen, die nicht nur grölend durch die Stadt fahren und am Hauptbahnhof oder Viktualienmarkt 25-Euro-Hosen kaufen. Vielleicht kommen mit einer veränderten Situation auch wieder Menschen, die München genießen wollen. Es müssen ja nicht gleich sieben Millionen Menschen sein. Es geht auch mit weniger. Das Partymachen, das sehen wir jetzt, ist auf lange Sicht vorbei. Auch wenn es wieder erlaubt ist, wird es nicht wieder so sein, wie es war.

Kommt Ihre Klientel eigentlich überwiegend aus Bayern?

Wir machen ja nicht nur Lederhosen, wir machen viel mehr: jählich ambitionierte Stücke, solche mit modischem Anspruch. Die verkaufen wir in die ganze Welt. Die Rohstoffe, mit denen wir stark sind, das sind Hirsch- und Rehleder. Unser Leder ist rein sämisch gegerbt, das heißt ohne Chemie. Und die Tiere, von denen das Leder stammt, sind wildlebend. Sie werden weder transportiert noch mit irgendwelchen Antibiotika gefüttert.

Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.



Von wildlebenden Tieren: Markus Meindl, Unternehmer aus Kirchanschöring, in einer Lederhose seiner Marke

PRÊT-À-PARLER



Pixeloptik einer zerstörten Videodatei auf Paneelen eines Heustalls: eine Arbeit der Art Safiental

DIE LANDSCHAFT ALS MEDIUM

Was haben ein Heustall und eine SD-Karte gemeinsam? Nichts, könnte man meinen. Eine Menge, glaubt dagegen Micha Bietenhader, ein Medienkünstler, der sich für die Kunstausstellung „Analog – digital“ im abgelegenen Schweizer Safiental mit dessen Kultur auseinandersetzt. Auch bei einem Heustall handelt es sich um einen dezentralen Speicher – nur eben, dass dort analog Heu gelagert wird, statt in digitaler Form Daten. Beides fällt mit der Zeit dem Zerfall anheim. Dieser konzeptuelle Brückenschlag steht hinter der Arbeit „Ctrl + S (prekäre Stellen)“ des Künstlerduos Frölicher Bietenhader auf der dritten Art Safiental. Optisch besticht sie als farbenfrohe Pixeloptik einer zerstörten Videodatei, die auf 70 Quadratmeter hochgerechnet ist und auf 35 Paneelen kontrastreich einen typischen Safier Heustall dekoriert.

Die Arbeit trifft ins Herz des Alpental. Die Safier Ställe, Zeitzeugen der Walsler-Kultur, ziehen sich wie auf einer unsichtbaren Linie einige hundert Meter oberhalb der kleinen Orte durchs Tal. Ein Verein möchte die alten Hütten und Scheunen, die das Landschaftsbild prägen, vor dem Verfall retten.

Zum dritten Mal seit 2016 nutzen internationale Künstler das Seitental in der Bündner Surselva für ihre Werke, in die sie Region, Kultur und Natur einbeziehen. Es geht um die Vielfalt zeitgenössischer Land-Art, die auch digital erscheinen kann, aber dennoch die Landschaft zum Medium macht. So lässt die Fotografin Ester Vonplon das spärliche Licht in einem zerstörten Tunnel für sich arbeiten – als Kamera und Dunkelkammer in einem. Und die

VR-Künstlerin Mélodie Mousset wanderte durch die im Berginneren verborgenen Wasserkanäle, die das Tal unsichtbar durchziehen und alle fünf Jahre trockengelegt werden. Der Film dazu wird in einer Kapelle gezeigt, ein Foto visualisiert die Lage eines solchen Tunnels vor der Felswand.

Die aktuelle Kunstschau, die noch bis zum 1. November zu sehen ist, bietet nach Worten des Kurators Johannes M. Hedinger „verschiedene Eingangstüren in die virtuelle Welt: VR-Brillen, Handy, QR-Codes, Wetterstationen“. Hedinger, selbst Teil der Schweizer Künstlergruppe Com & Com, bringt als Kurator mit den ausgewählten Künstlern Differenz zur vorherrschenden Lebensart ins Tal. Dass dabei Welten aufeinanderprallen – urban und ländlich, Avantgarde und Tradition –, ist erwünscht. „Die Art Safiental ist nicht als touristisches Projekt geboren worden“, sagt Gemeindepräsident Thomas Buchli. „Am Anfang stand die Frage: Was macht es mit den Einheimischen, wenn Kunstschaffende aus der Stadt dieses Tal als Projektionsfläche nutzen?“ Das geht nicht immer konfliktfrei über die Bühne. Aber Buchli schätzt den Diskurs. „Für das Tal ist das extrem wertvoll.“

Was die Art Safiental ausmacht, ist die Ortsspezifität: der Tunnel, der Wasserfall, die Kirche, der Berg, die Scheune. „Ort und Umstände mit Wetter, Licht, Vegetation und Temperatur verändern alles, das Werk selbst und seine Rezeption“, sagt Hedinger. Die Diskrepanz von Kunst und Landschaft ist das, was diese Biennale ausmachen soll. Ute Watzl

FOTOS: MARIA IRL, MATTHIAS KUNEREMANN

RAFFINEE & ELEGANT



A110 LÉGENDE GT

Limitierte Edition von 400 Exemplaren

ALPINE

Smile Machines since 1955

Alpine A110 Légende GT, Benzin, 185 kW: Gesamtverbrauch (l/100km) kombiniert: 6,4, CO₂ Emissionen kombiniert g/km: 144; Energieeffizienzklasse: E. Alpine: Gesamtverbrauch kombiniert (l/100km): 6,4-6,5; CO₂ Emissionen kombiniert: 144-146 g/km. Energieeffizienzklasse: E E (Werte gemäß EU-Messverfahren). Abb. zeigt A110 Légende GT mit Sonderausstattung. Die deutschen Alpine Center finden Sie auf: www.alpinecars.com/de

f @ t v p in alpinecars.com



Ihre Arbeitstage verbringen Lucie und Luke Meier in Mailand an einem Ort mit schönem Balkon.

DIE MEIERS

Lucie und Luke Meier sind ein Ehepaar, und sie sind die Chefdesigner von Jil Sander. Gemeinsam haben sie das Haus wieder auf Kurs gebracht – auch, weil das Berufliche für sie privat ist.

Von Jennifer Wiebking, Foto Federico Ciamei

Das Interview in der Firmenzentrale von Jil Sander an der Via Luca Beltrami in Mailand ist gerade beendet, und der Fotograf hat begonnen, Lucie und Luke Meier aus verschiedenen Perspektiven abzulichten. Lucie und Luke Meier auf dem Balkon mit Blick Richtung der weiß polierten Büroräume, im Hintergrund viel Grün. Lucie, die auf dem Balkon zu Luke hochschaut. Die beiden, wie sie in einer Nische der eigentlich großzügigen Räume neben einem hohen Spiegel aneinander vorbeilaufen. Der Fotograf möchte noch ein anderes Motiv mit den beiden ausprobieren. „Ich hätte gerne, dass einer den anderen mit dessen ganzem Gewicht hält.“ Lucie Meier schaut kurz auf. „Oh, das machen wir nie.“

Lucie und Luke Meier sind die Chefdesigner der Modemarke Jil Sander, und sie sind ein Ehepaar. Das einzige in der Luxusmode. Und eines, das zeigt schon diese Szene, das weiß, was es tut. So genau, dass es eine gewisse Foto-Pose von vornherein ausschließt. Lucie und Luke Meier sind ein Paar, auch das deutet diese spontane Reaktion an, über das sich kaum eine nette, romantische Liebesgeschichte erzählen lässt. Das Private ist bei ihnen nicht beruflich, das Berufliche ist vielmehr auch privat. Der Herausforderung, eine Partnerschaft auf zwei verschiedenen Ebenen zu führen, begegnen die zwei Kreativen, indem sie die beiden Welten nicht trennen, sondern in einer einzigen zusammenfassen.

Vielleicht können Kreative das besser, deren Gedanken immerzu bei der Arbeit sind, allein schon, weil diese Arbeit ohne Leidenschaft nicht möglich wäre. Fragt man Lucie, 38 Jahre alt, und Luke Meier, 44, gut eine Stunde vor dem Fotoshooting beim Gespräch an diesem Dienstagmorgen um kurz nach neun Uhr, ob sie es beim Abendessen vermeiden, über Dienstliches zu sprechen, wie das Ehepartner, die auch Geschäftspartner sind, häufig als Beispiel nennen, wenn es um gelungenes Zusammenleben geht, dann schauen sie sich an. „Natürlich ist die Arbeit nicht das einzige, was wir im Leben haben, und es gibt Dinge, die man erst einmal für sich klären möchte“, sagt Lucie Meier. „Über Dinge, die wir mögen, über andere Designer, über Ideen, wie wir dieses oder jenes angehen könnten.“

Die Kommunikation an diesem Vormittag ist eingeschränkt, alle Beteiligten tragen während des Gesprächs Mund-Nasen-Schutz, und so bliebe auch Lucie und Luke Meier nur der direkte Blickkontakt, würden sie sich nicht ohnehin in- und auswendig kennen. Sie hatten also Zeit und auch schon eine ganze Weile miteinander geredet, als sie vor drei Jahren der Auftrag erteilte, die Marke Jil Sander

kreativ zu verantworten. „15 Jahre waren es“, sagt Luke Meier über die Zeit, in der die zwei Designer ein Paar waren und nie zusammengearbeitet hatten. „Wir schauten uns zusammen Ausstellungen an, und es gab immer einen Dialog. Sicher kann man sich fragen, an welchem Punkt die Arbeit beendet ist und das Leben beginnt, aber so ist uns das nie vorgekommen. Sei es, dass wir unterwegs waren, bestimmte Dinge sahen oder jeweils an etwas arbeiteten.“ Bei Jil Sander konnten sie dann das, worüber sie sich so lang ausgetauscht hatten, in die Praxis umsetzen.

Es war eine große Chance und ein ungleich größeres Risiko, damals, im Jahr 2017. Die Marke Jil Sander war gezeichnet von zwei Comebacks und drei Rücktritten der Gründerin. 2000 ging sie, 2003 kehrte sie zurück, 2004 ging sie abermals, 2012 kehrte sie zurück, 2013 verabschiedete sie sich schließlich. Auch der überraschende Rauswurf von Raf Simons 2012 hatte dem Haus nicht gutgetan. Rodolfo Paglialunga, der zuletzt vier Jahre an der Spitze stand, hatte die Marke in dieser Zeit eher verwaltet als verantwortet. Die Zahlen spiegeln das wider: Der Umsatz des zur japanischen Onward Holding gehörenden Hauses ging zurück, von 13,5 Milliarden Yen im Jahr 2014 auf neun Milliarden 2017, umgerechnet von 104 auf 69 Millionen Euro.

Es war nicht mehr viel übrig von der kompromisslosen Herangehensweise, mit der die Frau Jil Sander das Haus Jil Sander im Jahr 1968 mit gerade einmal 24 Jahren gegründet und fortan geführt hatte. Von jenen Prinzipien, mit denen die Designerin es in dieser Zeit von Hamburg aus geschafft hatte, eine Weltmarke aufzubauen und nebenbei im nicht gerade ästhetikfreundlichen Heimatland ihre Vorstellung von Mode so zu etablieren, dass Jil Sander zu einem seltenen Beispiel für Mode wurde, die in Deutschland auch Kulturgut sein durfte. Ihre schlichten Entwürfe wurden zu etwas Wesentlichem, und als man genug hatte von den überdrehten Siebziger- und Achtziger-Jahre-Looks, war ihre Zeit gekommen, um die Welt über die Grenzen des Landes hinaus stilistisch zu prägen.

Wo knüpft man da als neue Designer an? Wie findet man eine Gegenwart für eine Marke, die einmal in so hohem Maße ein Produkt ihrer Zeit war? Wenn es für Lucie und Luke Meier vor drei Jahren ein Risiko bedeutete, Jil Sander zu übernehmen, lässt sich heute sagen: Für die Marke ist es ein Glück, dass die beiden dort tätig sind. Dass sie die Richtigen sind, hat auch damit zu tun, dass sie zu ihren eingangs beschriebenen Prinzipien stehen. Und dass Luke Meier, wie er sagt, Perfektionist ist, was verächtlich nach dem Anspruch der Gründerin klingt.

Und es hat damit zu tun, dass nach Jil Sander *herself* mit Lucie Meier zum ersten Mal eine Frau die Marke krea-

tiv mitverantwortet. Vor dem Hintergrund, dass sie einst von einer Frau gegründet wurde, deren Produkte für viele Frauen einem modischen Erweckungserlebnis gleichkamen, ist das vielleicht nicht unwichtig. Diese emotionale Beteiligung sei ihr rätselhaft, sagte Jil Sander selbst in einem Interview mit dem F.A.Z.-Magazin vor drei Jahren im Hinblick auf die Bindung der Kundinnen an die Marke: „Ich konnte das nie richtig einschätzen.“

Es war auch eine Frau, von der Lucie Meier modisch sozialisiert wurde, passenderweise mit Jil Sander. „Ich wuchs nicht in einer Modemetropole auf, sondern in den Schweizer Bergen. Da hatte ich keinen Zugang zu Mode, bis auf das, was meine Mutter trug. Sie war ein großer Jil-Sander-Fan.“ Das Mädchen, Tochter einer Österreicherin und eines Deutschen, sah früh, welche Bedeutung diese Stücke für die Mutter hatten. „Sie fühlte sich damit stärker und sicherer, aber zugleich waren die Kleider auch alltags-tauglich. Sie hatte nicht Hunderte Stücke, aber die, die sie besaß, hütete sie.“ Da wäre zum Beispiel dieser eine fließende Anzug, den die heutige Jil-Sander-Designerin vor Augen hat, wenn sie an ihre Mutter damals in Jil Sander denkt. „Wie er von außen aussah, war gar nicht so wichtig. Entscheidend war, dass er ein leuchtend gelbes Innenfutter hatte. Das ist für mich eine schöne Bestätigung, dass es bei dieser Mode nicht um die Oberfläche geht, sondern darum, wie sie sich auf dem eigenen Körper trägt.“

Die Mode faszinierte die junge Lucie, und so schrieb sie sich für Modemarketing in Florenz ein. Im selben Haus wohnte ein junger Mann, der ebenfalls an der Polimoda studierte, ein Kanadier mit britischen Wurzeln mütterlicher- und Schweizer väterlicherseits – Luke Meier. „Mode hat mich zu Beginn nicht so interessiert wie Musik, Kunst, Film, Fotografie, letztlich Kultur im Allgemeinen. Aber was ich spannend fand, war, dass diese Menschen ganz besondere Ansichten hatten und dann auch entsprechend aussahen. Was wollen Leute eigentlich vermitteln, wenn sie etwas tragen? Das war eine der ersten Fragen, die ich mir damals stellte.“

In Florenz studierte Luke zu dieser Zeit mit Lucie als Austauschstudent Modedesign. Sie hatten schnell etwas gemeinsam: Zermatt, Lucies Heimat und für Luke ein Ort, der ihn von klein auf faszinierte. „Als ich ein Kind war, haben wir alle paar Jahre Ferien in der Schweiz verbracht, und einmal waren wir auch in Zermatt. Ich erinnere mich an Skifahren im Sommer, Minigolfspielen und daran, für eine Kundin das Matterhorn zu sehen.“

In Florenz wurden Lucie und Luke ein Paar, dann zog Luke nach New York, um dort sein Studium zu beenden, Lucie folgte ihm und absolvierte ein paar Praktika. „Ich war bei einigen Magazinen, aber in diesem Jahr wurde mir

DIE MEIERS

bewusst, dass ich eigentlich ins Design wollte.“ Im September darauf begann sie in Paris ihr Folgestudium. Von da an führten Lucie und Luke eine Fernbeziehung. Er arbeitete sich in New York hoch, landete bei Supreme als Design-Chef, gründete sein eigenes Männerlabel, OAMC, das er bis heute führt. Sie war in den Designteams von Balenciaga und Louis Vuitton tätig und wurde nach Raf Simons' Weggang bei Dior gemeinsam mit Serge Ruffieux zur Interimsdesignerin ernannt. „Der Plan war immer, irgendwann am selben Ort zu leben“, sagt Luke Meier.

Dieser Ort ist jetzt Mailand. Hier leben Lucie und Luke Meier in einer Form zusammen, in der Privates mit Beruflichem verzahnt ist. Für die Beschreibung, wie ihr Tag in der Regel abläuft, genügt ihnen ein Wort: „Atelier“. Sie haben noch ihre Wohnung in Paris, Mailand lernen sie jetzt erst kennen. „Besonders an Mailand ist ja ohnehin, dass man die Stadt im Zusammenhang mit ihrer Umgebung sehen muss“, sagt Luke Meier. „In jeder Himmelsrichtung gibt es etwas Besonderes, an schönen Wochenenden leert sich Mailand zuverlässig.“ Auch die Meiers sind dann unterwegs. Wenn sie mal nicht arbeiten, sind sie in der Natur. Um dieses Haus wieder auf Kurs zu bringen, wird es trotzdem meistens spät: „Von neun Uhr morgens bis wer weiß schon wann. Mitternacht?“, sagt Lucie Meier.

An dieser Stelle müsste eigentlich die Warnung vor dem Burnout kommen, der schon für einige Designer zum Problem geworden ist. Verbunden mit dem Einwand, dass die Work-Life-Balance unweigerlich auf der Strecke bleiben muss, wenn das Berufliche zu sehr das Privatleben dominiert. Nur scheint es dieses Paar kraft seiner Beziehung zu verstehen, das eine mit dem anderen zu vereinen. „Wir suchen noch nach Balance“, sagt Luke Meier. „Aber davon abgesehen, ist das für uns jetzt die Zeit, die Energie in die Arbeit zu stecken.“

Die Zeichen stehen nicht schlecht für Jil Sander, das seit 1999 nicht mehr mehrheitlich in deutscher Hand ist, aber im Kern noch immer den nordisch-pragmatischen Anspruch hat. Jil Sander mag zwar mit seiner Zentrale in Mailand ansässig sein, es ist aber nicht italienisch im Sinne von Etro, Versace oder Dolce & Gabbana. Mit dem Alpen-Hintergrund der beiden Designer stimmt schon mal die Himmelsrichtung, und auch der Deutsche Axel Keller, der die Marke seit 2018 wirtschaftlich wohlüberlegt führt, scheint ihr gutzutun.

„Die Leute verweisen immer wieder auf den Minimalismus, wenn es um Jil Sander geht, aber ich finde, dass da schon Emotionen eine Rolle spielen“, sagt Lucie Meier. Emotionen nicht nur in dem Sinne, was die Kleidung für ihre Besitzer tun kann, sondern, was sie überhaupt bedeutet. „Pur ist eine Beschreibung, die es vielleicht eher trifft.“ Der Schmuck bei Jil Sander ist wichtiger geworden, zur Schau der Herbst-Winter-Kollektion waren große, kleine, dicke Kreolen und Stränge mit Perlen wie Objekte von besonderer Bedeutung an den Ohrfläppchen zu sehen. Lucie Meiers Hände ruhen im Gespräch derweil auf dem markanten Holztisch, der aus einem einzigen Stück Stamm geschnitten zu sein scheint. Sie trägt eine Sammlung Silberringe an den Fingern, dazwischen blitzt ein Solitär-diamant auf. Die Ringe, persönliche Stücke, zeigen, welche Bedeutung Materielles haben kann.

Dass auch von Kleidungsstücken Wärme ausgehen kann, ohne dass ihre Funktion deshalb eingeschränkt sein muss, sieht man, wenn man sich die dicken Poncho-Schalmantel-Konstruktionen der Designer für diesen Herbst anschaut, die federleichten Saumvolants an Rippstrick-Röcken, die strengen Jacken mit quergelegter Knopfleiste. Oder die schlichte Tangle-Bag mit total verdrehtem Riemen, die einer der neuen Klassiker des Hauses ist.

Andererseits: Darf man hier an der Via Luca Beltrami mitten in Mailand gerade über Luxusmode sprechen? In der Hauptstadt der Lombardei, die, man muss das Ausmaß nicht noch einmal ausführen, in diesem Frühjahr außergewöhnlich hart von Corona getroffen wurde? Dass sich die Stadt nur allmählich erholt, ist nicht nur am Eingang der Firmenzentrale von Jil Sander zu bemerken, wo sich wie selbstverständlich jeder erst einmal ein Fieberthermometer an die Stirn hält. Wo die meisten Fußgänger draußen bei 30 Grad Maske über Mund und Nase tragen. Auf der Straße sieht es dieser Tage aus, als hielte Mailand Mittagsruhe. Auch über dem Luxusdreieck der Stadt, aus Via Monte Napoleone, Via della Spiga und Via Sant'Andrea, lastet eine bedrückende Stille.



Pur, nicht minimalistisch: Lucie und Luke Meiers Verständnis von Jil Sander

Fotos Helmut Fricke



Diejenigen, die unterwegs sind, legen trotzdem Wert auf das, was sie tragen. Eine leuchtend gelbe Jacke aus dünnem Kaschmir hier, eine gut fallende lange Leinwand dort. Die Hitze ist kein Grund für Nachlässigkeit, schon gar nicht im Hinblick auf das Maskentragen. „Ich bin schon beeindruckt von Italien. Eine Weile war es düster, jetzt bringen die Leute Respekt füreinander auf“, sagt Luke Meier. „Was für sie schon recht außergewöhnlich ist“, sagt Lucie Meier. „Italien, das steht ja im Zeichen dieses fröhlichen Chaos“, erwidert Luke Meier. Sind die Meiers unter sich, unterhalten sie sich, wie bei diesem Zwiegespräch, auf Englisch.

Für das Luxusgut Mode wird die Zeit noch eine Weile angespannt bleiben. Begonnen hatte alles bei den Modewochen im Februar. Während sich in Mailand ein Gast neben den anderen bei den Schauen quetschte, wurde nur 60 Kilometer entfernt die zweite Corona-Tote gemeldet. „Unsere Schau war am Mittwoch, am Freitag sind wir nach Paris gefahren“, sagt Luke Meier. „Anschließend ging es nach Wien, danach Zermatt. Und währenddessen wurde die Situation immer heikler.“ Die Meiers blieben nicht in der Schweiz, sondern nahmen den Zug zurück nach Mailand. Die Zeit der Ausgangssperre verbrachten sie in ihrer Wohnung. „Wir hatten sowieso viel Arbeit“, sagt Lucie Meier. „Nur die vier Wände waren anders als diese hier.“ Das Berufliche, das eben auch privat ist.

Jetzt sind sie wieder täglich im Atelier, denn ein Atelier zu unterhalten hat wenig mit einem Schreibtischjob zu tun, der sich vom Homeoffice aus erledigen lässt. Dass sich Arbeitsweisen ändern, dass damit auch die Mode, die Menschen tragen, radikal in Frage stehen wird, ist ihnen bewusst. „Ich weiß nicht, welche Ansprüche man künftig an das Leben stellt, wie mobil die Leute noch sein werden“, sagt Luke Meier. Denn kein Aspekt war in den vergangenen Jahren für die Luxusmode entscheidender als dieser: Mobilität. Modern war, was von früh bis spät in allen Zusammenhängen zu tragen war. „Aber wenn man sich anschaut, was in der Welt passiert und wie sich Werte verändern, dann sind wir der Meinung, dass ein Produkt, das nicht Teil dieser Wegwerfwelt ist, relevanter werden muss“, sagt er. „Einfach etwas aus Impuls zu kaufen, um dann festzustellen, dass es nicht richtig ist und es wegzugeben, kommt mir wie die am wenigsten zeitgemäße Option vor.“

Zwischen Jil Sander und den Designern, die die gleichnamige Marke verantworten, habe es schon mehrere Treffen gegeben, erzählen die beiden. Jil Sander sei ihnen dabei als Person begegnet, die sie in keiner Zeit eher verorten würden als in der gegenwärtigen. „Sie weiß, was los ist.“ Vielleicht passen die Meiers mit ihrem Privat-Beruflichen Leben auch außergewöhnlich gut in diese Gegenwart, in der viele Menschen gerade auf der Suche sind nach einem neuen Verhältnis zu beiden Teilen. Es mag mehr den diversen Besitzerwechseln geschuldet sein, die das Unternehmen Jil Sander erlebt hat, aber es passt geradezu symbolisch: „Das Haus hat kein Archiv“, sagt Luke Meier. Es geht nicht um die Vergangenheit. Sondern darum, wie sich die Gegenwart kleiden lässt.



Caruzzo Locker vom Hocker!



Entscheiden Sie sich für den Stil und den Komfort von Caruzzo und erhalten Sie den passenden Hocker als Geschenk dazu.

Entdecken Sie Caruzzo (in Stoff ab € 2.825,-) bei Ihrem Leolux-Partner in Ihrer Nähe oder besuchen Sie das Leolux-Designcenter in 47800 Krefeld, Elbestraße 39. Mehr Infos www.leolux.de



AACHEN-EILEND, Krüttgen - ANNEWEILER Kloss - Wohndesign - ARNSBERG-NEHHEIM Wiethoff Einrichtungsgeschäft - ASCHAFFENBURG Möbel Maidhof - AUERBACH Möbelhaus Albiez - BERGISCH GLADBACH Patt Einrichtungen - BERLIN Oliver Kuhlmey - BERLIN Kuntin Einrichtungsgeschäft - BERLIN Lakeside Interiors - BERLIN Wohndesign - BONN HSR Heits - BONN Loft Design Möbel - BRAUNSCHWEIG Möbel Komett - DATTEN Möbel Meyer - DETMOLD ergonomie - DRESDEN Dietrich Möbel - DÜSSELDORF Klaus Eckhardt - EITZHOEK - DÜSSELDORF Felix Thonstap - ECHTERDINGEN Müller Wohndekor - ERLANGEN Stocker Einrichtungen - ESSLINGEN Profil Einrichtungen - ETTLINGEN Haug Wohn-Design - FRIEDBERG Segmüller - GEORGSMARENHÖTTE B. Dransmann - GÖTTINGEN Einrichtungsgeschäft Günther - GROSS-GERAU Möbel Heidenreich - HALTERN Döbber Möbel & Handwerk - HAMBURG Marks Einrichtungen - HANAU Möbel Eckrich - HANNOVER/GARBSEN Möbel Hesse - HEILBRONN Fromm - HEMMINGEN-WESTERFELD Möbel Böhm - HERXHEIM Einrichtungsgeschäft Weber - HIDDENHAUSEN Ottensmeyer Wohndesign - HOF/SAALE Sitte Einrichtungsgeschäft - HOLZGERLINGEN Möbel Luxmann - ILLINGEN Möbelhaus Dörenbacher - KAARST Hügen Raum und Design - KARLSRUHE Roter Punkt Design - KASSEL Wohnfabrik - KEHL Kruss Einrichtungen - KIEL Dela Möbel - KÖLN Pfannes & Vornich - KORNWESTHEIM Die Einrichtung Kleemann - KREFELD Di by Sascha Haag - KREFELD Feldmann - KREFELD Hafels Raumausstattung - KREFELD Stefan Küstermann - KRONACH Wohnstudio Viviere - KUNZELSAU-GAISBACH Einrichtungsgeschäft Schmezer - LANGENFELD W & A Wohnen - LANGENWEISSBACH Tuffner - LANGENLONSHEIM Möbel Fuchs - LANGERWEHE Möbel Hertzen - LAUCHRINGEN Möbel Dick - LEIPZIG Möbel Weber - MAINZ Holz - MANNHEIM Segmüller - MANNHEIM Westfalla Möbel-Peack - MALBURG Einrichten Schweigert - MIDERS Dritte Wohnform - MÜNCHEN-GLADBACH Tellmann Einrichten - MONTABAUER A.W. S Möbel - MÜLHEIM-ANDER-RUHR Partnerheimer - NEUMARKT Die Einrichtung Pöbster - NEUWIED Möbel May - NÜRNBERG Polsterhaus Schlosser - OLPE-LÜTTRICHHAUSEN Möbelhaus Zoppendorf - PARISDORF Segmüller - PÖRNZHEIM Dieter Horn - PULHEIM Segmüller - SCHWABMÜNCHEN Einrichtungsgeschäft Bruckner - SCHWANFELD Dietmann Wohnen & Küchen - SCHWEINFURT Wohnkultur Müller - SINDELFINGEN Mornhinweg - SOLINGEN Möbel Dombny - SOLINGEN Sonja Völz Dekorationen - SPEYER Richard maurer wohndesign - STADTLONN Möbel Steinbach - STARNBERG Ofenstein Wohndesign - SYKE Wagner Wohnen - ULM Prinz Wohnen - VILLINGEN Würthner Wohnen - VOERDE WOHNWELT Fahnenbruck - WALLDÜRN Wohnfitz - WALLDÜRN Wohnfitz - WEIDENBERG Polstermöbel Gebhart - WEITERSTADT Segmüller - WETZLAR Möbel Schmidt - WIESLOCH Weckesser Wohnen - WUPPERTAL Audio 2000



Milla: Kleid von Super Yaya, Hose von Levi's, eigene Sneaker

DIE MAHLERS

In der DDR wurde das Fotografen-Paar bekannt, auch mit Aufnahmen für die Zeitschrift „Sibylle“. Nach drei Jahrzehnten haben sie erstmals wieder Mode fotografiert.

*Fotos Ute und Werner Mahler
Styling Almut Vogel, Text Freddy Langer*

Am vorletzten Tag kam ich dann auch noch aufs Bild. Gewissermaßen. Das war an der Elbe, wo im Sand des Ufersaums eine junge Frau im neopinkfarbenen Kleid auf einer neonpinkfarbenen Luftmatratze in Form einer Muschel saß, und eine Böe ausgerechnet in dem Moment nach ihr griff, auf den alle so lange gewartet hatten, dass nämlich endlich eine Wolke die Sonne verdeckte und das bis dahin brutal und gleißend vom Himmel stürzende Licht mit einem Mal zart wie Milch herniedrieselte.

In genau diesem Moment also kam ein Luftzug die Böschung hinuntergeschossen, und man hätte meinen können, er habe nur ein Ziel: das aufgeblasene Muschel-ungetüm mitsamt der jungen Frau, die es krampfhaft mit den Händen zu halten versuchte, direkt in den träge dahinziehenden Strom zu pusten.

Prompt war's vorbei mit der Anmut einer Venus wie von Sandro Botticelli. Jetzt erinnerte die Szene im weitesten Sinn an den trojanischen Priester Laokoon in seinem aussichtslosen Kampf mit den Seeschlangen. Weshalb ich mir gern einreden würde, kurzentschlossen in die Kulisse hineingehechtet zu sein, um mich von hinten gegen die aufgeblasene Jakobsmuschel zu stemmen. Aber in Wirklichkeit war natürlich alles nur halb so schlimm, und meine Hilfe hatte ich höflich angeboten, bevor ich zur Muschel eher hinüber geschlendert als gesprungen bin, hörte aber,

kaum dass ich sie von hinten festhielt, den erlösenden Verschlussklick der Großbildkamera, weshalb ich mich zu fragen traute: „Bild gerettet?“ – „Ach“, sagte Werner Mahler nur, „es wäre nicht schade um die Aufnahme gewesen.“

Er hatte der Idee von Anfang an nichts abgewinnen können. „Zu rosa“, hatte er genörgelt. „Zu kitschig.“ Viel näher denn an Botticelli sei das Arrangement an den Arbeiten von Pierre et Gilles, dem schwulen französischen Künstlerpaar, das mit sehr viel Aufwand und in sehr grellen Kostümen die Stars der Glamourwelt inszeniert wie Heiligenbildchen für den Andenkenladen eines katholischen Wallfahrtsorts. „Aber die Aufnahme ist doch schwarzweiß“, sagte Ute Mahler bloß und schüttelte kaum merklich den Kopf. Als wüsste ihr Mann das nicht selbst.

Schon zu Zeiten der DDR, woher die beiden stammen, zählten Ute und Werner Mahler zu den wichtigsten deutschen Fotografen, und weil die Frauenzeitschrift „Sibylle“ damals für sie die größten Freiheiten in der Umsetzung raffinierter Bildideen zuließ und zu ihrem „Echoraum der Träume“ wurde, wie sie das einmal formulierten, beschäftigten sie sich in den achtziger Jahren fast zwangsläufig immer wieder auch mit Mode. Ute Mahler, so unterscheiden sie die Vorgehensweisen heute, habe die Frauen stark, schön und klug präsentiert, Werner Mahler dagegen den Wert eher auf einen Anflug von Erotik gelegt. Aber Ute Mahlers

Marlene: Vintage-Shirt von Marithé & François Girbaud, Rock von Super Yaya, Schuhe von Hermès, Strümpfe von

Fogal, Perlenkette von Margova; Paul: Trainingsjacke von Lacoste, Vintage-Unterhemd von Jacquemus



Leni: Top und Panties von Versace, Mules von Givenchy, Ringe von Versace und Margova



Von vorne nach hinten: Fay und Annea tragen Mäntel und Lederröcke von Celine, Sneaker von Nike, Strümpfe von Fogal; Leni: Kleid und

Stiefel von Tod's, Body von Hermès; Oskar trägt einen Look von Arthur Arbesser, Stiefel von Prada; Milla: Look von Chloé.

DIE MAHLERS

schweißtreibende Aufnahmen junger Damen in tiefdekollierten Badeanzügen belegen, dass die Unterscheidung so eindeutig kaum zu machen ist. Manche ihrer Bilder zählen zu den Ikonen der DDR-Fotografie, und Einfluss hatten sie auf das Leben sogar jenseits der Lichtbildnerie. Ihr berühmtestes Bild – eine voll bekleidete Frau im See, die sich das Wasser aus den nassen Haaren wringt – sei so populär gewesen, erzählt Ute Mahler, dass nach der Veröffentlichung Anfang der Achtziger deren Name, Julia, in der DDR lange zum beliebtesten Namen für neugeborene Mädchen wurde.

Damals fotografierten die Mahlers noch jeder für sich. Dabei waren sie privat lange schon ein Paar, und ihre gemeinsame Geschichte reicht sogar zurück bis in die neunte Schulklasse. Erst viel, viel später wurden sie mit ihren „Monalisen der Vorstädte“ von 2009 an auch bei der Arbeit ein Team. Eher aus der Not geboren. Ute

Mahler brauchte einen Assistenten, der ihr die kompliziert zu bedienende Großbildkamera aufbaute und korrekt einstellte. Nur widerwillig übernahm ihr Mann die Rolle, konnte aber nach zwei Bildern und einer Flasche Wein davon überzeugt werden, Gefallen an dem Projekt zu finden.

Die Idee der Serie mit der doppelten Autorenschaft war so einfach wie die Ergebnisse grandios sind. Im rauen Milieu der Randbezirke von Städten wie Reykjavik, Minsk und Liverpool stellten sie einen Hocker auf die Straße und ihre Großbildkamera davor. Dann baten sie junge Frauen, die zufällig des Wegs kamen, aus der Erinnerung die Pose der Mona Lisa einzunehmen. Entstanden sind bezaubernde Porträts, die sich zum Sittenbild jener Altersgruppe addieren, die dem Träumen noch nicht entwachsen ist, in deren Blicken sich aber schon erste Spuren von Skepsis und Resignation eingemischt haben.



Von links nach rechts: Fay: Silberkleid von Gucci, Sneaker von Nike; Annea: mit Federn und Strass besetztes Kleid von Givenchy, Sneaker von Nike

DIE MAHLERS



Oskar (links): Look von Jil Sander, Stiefel von Prada; Paul: Look von Balenciaga

Oskar trägt eine Bundfaltenhose von Jil Sander und seine eigene Kette.



Milla trägt einen Lammfellmantel von Dries Van Noten.



Fay und Annea tragen Strickkleider und Stiefel von Bottega Veneta.



Leni trägt einen Look von Chanel, Ohrringe von Nina Kastens, Ringe von Versace und Margova.



Von links nach rechts:
Paul: Look von Gucci;
Marlene: Bluse, Pullunder,
Rock und Stiefel von Chloé;
Ennie: Strickpullover von
Polo Ralph Lauren,
Stiefeletten von Dior, Ketten
und Ringe von Margova,
die Shorts sind ihre eigenen;
Oskar: Blouson, Seidenhemd
und Hose von Hermès,
Stiefel von Prada; Milla:
Lammfellmantel von
Dries Van Noten, Samthose
von Acne Studios, Vintage-
Top von Marithé & François
Girbaud, Boots von
Bottega Veneta;
Leni: Look von Lacoste,
Ring von Versace



Milla und Marlene tragen
Vintage-Bikini und
Badeanzug aus den fünfziger
Jahren (über So last Season).

DIE MAHLERS

Wie gut sich die Mahlers ergänzen, war während der gemeinsamen Arbeit in Werben nicht zu überhören – der winzigen Hansestadt am Rand von Sachsen-Anhalt. Sie liegt eingebettet in eine bezaubernde Landschaft und ist gleichermaßen geeignet wie gestraft mit Gebäuden, deren Geschichte sich bis in den Dreißigjährigen Krieg verfolgen lässt. An deren Fassaden wachsen aus Rissen in den Bürgersteigen Malven in die Höhe. Dort inszenierten sie eine Modestrecke, für die sie ihre Models aus dem engsten Bekanntenkreis zusammengetrommelt hatten, Jugendliche und junge Erwachsene, weshalb sie womöglich ein wenig mehr Einfühlungsvermögen aufbrachten, als wenn sie mit professionellen Models gearbeitet hätten.

„Denk' an was Schönes“, sprach dann etwa Werner Mahler behutsam zur jungen Frau, die er auf den Steinplatten eines alten Hauses hatte Platz nehmen lassen, während er noch für letzte Korrekturen am Objektiv hantierte. „Nein!“, kreischte daraufhin empört Ute Mahler, die aus ihrer

Vorliebe für einen melancholisch in die Ferne gerichteten Blick kein Geheimnis macht. Und Werner Mahler korrigierte sich trocken: „An etwas sehr Schönes!“

Wer mit einer Plattenkamera fotografiert, sollte wissen, was er tut. Jede Aufnahme bedeutet Arbeit. Und jedes Auslösen verschlingt ein kleines Vermögen. Da möchte jeder Fotograf Ausschuss vermeiden, kann sich dann jedoch nicht darauf verlassen, unter Hunderten geschossener Bilder am Ende schon etwas Brauchbares zu finden. Es hilft zugleich aber auch dem, der vor der Kamera posiert, wenn er Anweisungen erhält und eine gewisse Vorstellung davon hat, wen oder was er darstellen soll. Für diese Modeaufnahmen – ihre ersten seit fast 30 Jahren – hatten sich die Mahlers deshalb eine Geschichte ausgedacht: eine Familienfeier. Eine Hochzeit zunächst. Den Geburtstag eines Großvaters später. Siebziger, Achtziger, Neunziger? „Im Grunde ist es wurscht“, wiegelte Ute Mahler ab, obwohl sie in den kommenden Tagen immer mehr Details der Familie er-

DIE MAHLERS



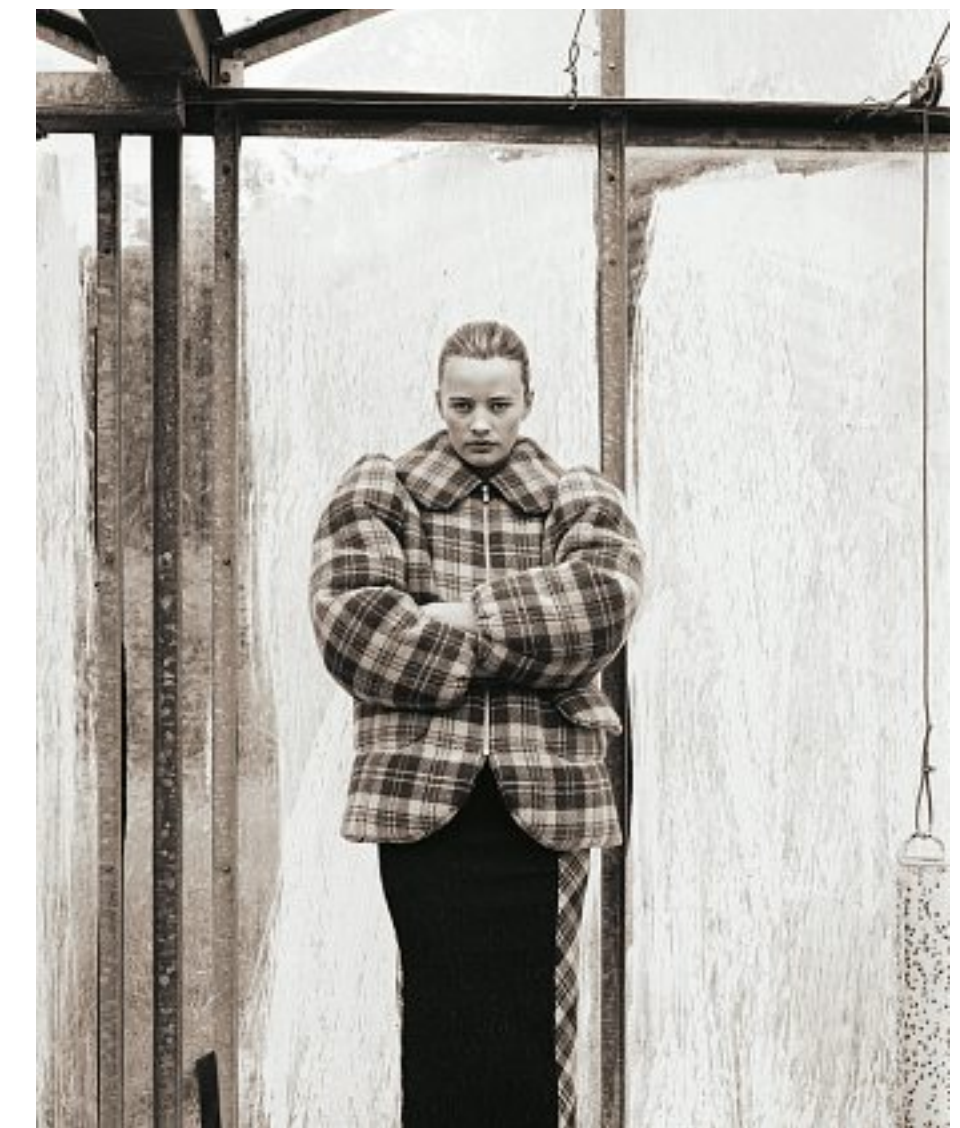
Milla trägt einen Look von Bottega Veneta. Fritz trägt seine eigenen Sachen.

Marlene trägt einen Look von Chloé, Leni trägt einen Mantel von Lacoste.



Marlene trägt einen Look von Louis Vuitton.

Leni (links): Top und Hose von Dolce & Gabbana, Mules von Givenchy; Ennie: Badeanzug Vintage (über So Last Season), Trainingshose von Lacoste, Sonnenbrille von Gucci, Namenskette von Margova



Leni trägt einen Look von Miu Miu.

Von links nach rechts: Ennie: Kleid von Fendi, Mules von Louis Vuitton, Kette von Margova; Anna (vorne): Kleid und Gürtel von Emporio

Armani, Sandalen von Dolce & Gabbana, Kette von Margova; Milla: Paillettenbluse und Hose von Giorgio Armani, Schuhe von Arthur Arbesser; Oskar:

Hemd, mit Perlen besetzt, von Dior Homme, Hose von Arthur Arbesser, Stiefel von Prada; Leni: Kleid und Handtasche von Versace, Body von MM6,

Mules von Givenchy, Ringe von Versace und Margova; Paul: Look von Prada, Schuhe von Balenciaga; Marlene: Top von Molly Goddard, Rock

von Super Yaya, Schuhe von Hermès, Strümpfe von Fogal; Fay: Kleid, Gürtel und Sandalen von Emporio Armani, Kette von Margova; Baby Flora trägt

ihre eigenen Kleider.
Bild unten: Ennie: Zebra-Body von MM6, Paillettenhose von Giorgio Armani, Namenskette und Ring von Margova



find bis hin zum Namen des Opas. „Ludwig“, sagte sie einmal so plötzlich, als sei sie selbst ganz überrascht über die Eingebung. „Er heißt Ludwig!“

Einen Handlungsstrang wie für einen Fotoroman sollte es nicht geben. Vielmehr stand den Mahlers der Sinn nach Szenen jenseits der Feier. Bilder von den ein, zwei Stunden, in denen die jungen Gäste die Gesellschaft samt Kaffeetafel verlassen. Dann gehen sie spazieren und tauschen sich aus, was seit dem vorigen Familientreffen alles geschehen ist. Sie springen im abgetragenen Badeanzug der Großmutter in die Elbe. Oder klettern gemeinsam auf Bäume. Die Jüngeren versuchen derweil bei den Älteren abzuschauen, wie man sich geben muss, um cool zu sein. Und niemand daddelt in all der Zeit auf seinem Handy, weil es bei den Großeltern in der Provinz keinen Empfang gibt. „Denkt

dran“, sagte Ute Mahler anfangs mehr als einmal, „ihr seid Familie. Lauter Kusinen und Cousins. Ich will kein Kuseln und kein Flirten!“ Was ihr später ein wenig leid zu tun schien. Und was jenseits der Kamera, wie es ebenfalls schien, weniger streng befolgt wurde.

Während sich die jungen Leute zuvor kaum kannten, waren deren Eltern seit langem schon eine Art Großfamilie: die Galeristen der Mahlers, ein Museumsdirektor, der gerade erst ihre Retrospektive ausgerichtet hat, zwei ehemalige Models aus Zeiten der DDR, von denen die eine jetzt Filme fürs Kino und Fernsehen dreht und die andere als Professorin Modedesign unterrichtet. Mit ihr hatte Werner Mahler vor einem halben Menschenleben selbst für die freidenkerische „Sibylle“ eine unsichtbare Grenze überschritten, als er sie an der Schönhauser Allee im eng taillier-

DIE MAHLERS



Milla: Top und Hose aus Samt von Acne Studios



Von oben: Anna und Fay tragen Seidenblusen und Lederröcke von Cline, Sneaker von Nike, Strümpfe von Fogal. Links: Marlene: Lederjacke, Wollhose und Schuhe von

Hermès; Paul: Pullover von A.P.C., Hose von Balenciaga, Loafer von Gucci; Milla: Strickkleid und Stiefel von Chloé; Leni: Karokleid und Stiefel von Tod's,

Strickbody von Hermès, Strumpfhose von Falke; Oskar: Pullover und Samthose von Arthur Arbeser, Stiefel von Prada; Ennie: Pullover, Rock und Stiefeletten von Dior



Von links nach rechts: Ennie: Body mit Zebra-Print von MM6, Paillettenhose von Giorgio Armani, Kette und Ring von Margova; Milla: Pullover

von A.P.C., Shorts von Prada aus der Linea Rossa Vintage, Ohrringe von Nina Kastens; Marlene: Bluse von Max Mara, Hose von MM6;

Leni: Pullover von Polo Ralph Lauren, Trainingshose von Lacoste, Ringe von Versace und Margova, Kreolen von Nina Kastens

DIE MAHLERS

ten Kostüm hinter eine rot-weiß-gestreifte Absperrung stellte. „Völlig ausgeschlossen“, lehnte die Redaktion die Aufnahme ab. „Bei uns wird niemand eingesperrt.“ Und Werner Mahler musste das Bild für die Titelseite der Januar-Ausgabe 1987 noch einmal fotografieren: Nun stand sie vor der Absperrung, wenn auch noch immer mit kalter Miene. Den Modelfotografen der DDR war das ihr Mittel des Widerstands: der Schmerz im Blick als Kritik an der offiziell verordneten Fröhlichkeit. Oder, wie Ute Mahler es formuliert: „Unsere Bilder verstanden wir als Angriff auf die sozialistische Menschengemeinschaft.“ Dort, wo man die „Ware“, wie die Kleidung im Jargon der DDR-Modewelt hieß, ohnedies nicht in den Läden kaufen konnte, weshalb auch keine Begehrlichkeiten geweckt werden sollten, wurde das Lebensgefühl doppelt wichtig, das sich hinter den Bildern verbarg. Die Leserinnen verstanden die Codes.

Und nun also saßen in Werben die jungen Töchter der beiden ehemaligen Models nebeneinander auf zwei alten Tischen, hergerichtet wie Engelchen, und das Licht am offenen Fenster hatte die Morgensonne gesetzt wie im „Mädchen mit dem Perlenohrring“ von Jan Vermeer.

Natürlich kommen wir alle aus der Bilderfalle nicht heraus. Dafür stürzen zu viele Bilder auf uns ein. Ist das dann gestohlen? Oder ein Bekenntnis? Und welche Rolle mag das Unbewusste dabei spielen, wenn man andere Künstler zitiert? Jedenfalls konnte es gar nicht ausbleiben, als die Gruppe die lange gedeckte Tafel in einer ehemaligen Scheune sah, dass jeder vollen Ernstes fragte: „Darf ich der Jesus sein?“ Obwohl zumindest dem Mädchen mit der durchsichtigen Bluse doch die Rolle der Maria Magdalena bereits auf den Leib geschrieben war.

Mode ist Spiel. Und die Anspielungen der Mahlers sind nicht zu übersehen: mit den flammenroten Haaren vor einem Getreidefeld im Abendlicht eine Annäherung an die Helga-Bilder von Andrew Wyeth;

die beiden Jungs im Acker als Brüder der drei Bauernburschen von August Sander; zwei Mädchen im Fluss als Schwestern der Modelle von Rineke Dijkstra. Und der Fluss selbst, wenn man wollte, als Hommage an den Rhein von Andreas Gursky?

Als Werner Mahler allerdings die gesamte Gruppe in einer riesigen Weide plazierte, so wie Irving Penn einst die teuersten Mannequins der Welt auf einem Baugerüst, brach ein dicker Ast mit lautem Krachen vom Stamm. Drei Mädchen plumpsten ins Unterholz, und es grenzte an ein Wunder, dass es zwar blaue Flecken und Schürfwunden gab, aber nicht die geringste Spur an den Kleidungsstücken, was umstandslos zu der Frage führte, was die Eltern eigentlich von Beruf seien, dass sie ihre Töchter in Mäntel und Kleider zu zweieinhalbtausend Euro das Stück packen können. „Die haben Karriere gemacht“, vermutete Ute Mahler, zuckte kurz mit den Schultern und fügte an, dass sie schon zwei Jahre vor dem Mauerfall in den Westen rübergemacht hätten, worum ein Teil der Familie sie benedete, während ein anderer Teil es ihnen noch immer als Verrat vorwerfe.

Und einmal zitierten sich Ute und Werner Mahler selbst. Ganz unverhohlen. An einer Bushaltestelle, einem Wardehäuschen im Nichts, wo zwei kaum befahrene Straßen aufeinanderstoßen, ausgeleuchtet von den letzten Strahlen der Abendsonne. Für „Kleinstadt“, ihr jüngstes Buch, hatten sie sich ein halbes Jahrzehnt lang in Deutschland umgeschaut für eine Milieustudie, die am Schnittpunkt von künstlerischer und dokumentarischer Fotografie auf sozialwissenschaftlichen Anspruch verzichtet, aber zu etwas Allgemeingültigem vordringt. Ohne eine Andeutung von Heimatliebe oder Idyll, zugleich ohne jegliche Häme. An einem winterlichen Nachmittag hatten sie bei einer ihrer Reisen aus dem Augenwinkel eine Gruppe von Schülern im Plexiglasunterstand einer Haltestelle eng beieinander stehen sehen und angeblich wie aus einem Mund ge-

rufen: „Das ist es!“ Fünf Minuten hatten sie Zeit, das Stativ aufzubauen, die Kamera auszurichten und die Kassette mit dem Planfilm einzuschieben – dann kam der Bus. Aber von Hetze oder Hektik ist in dem Bild nichts zu erkennen. Sondern es erzählt von einem seltsamen Gefühl des Stillstands, fast des Eingesperrtseins. Die jungen Menschen wirken wie für eine Versuchsanordnung arrangiert.

Und nun also standen ihre jungen Models an einer Bushaltestelle. Nebenbei erinnerte Ute Mahler noch einmal an die Familienfeier. „Jetzt habt ihr den Salat. Ihr seid zu weit gelaufen. Die Füße tun euch weh. Gleich gibt es Abendessen. Und jetzt haltet ihr Ausschau nach dem Bus.“ Werner Mahler korrigierte: „Nein, schaut bitte so, als hättet ihr gerade begriffen, dass der nächste Bus erst in drei Stunden kommt.“

Am letzten Tag regnete es. Die kopfsteingepflasterten Gassen von Werben spiegelten den grauen Himmel. Und die drei jungen Störche im Nest auf dem Dach des Rathauses reckten nicht länger hungrig ihre Schnäbel in die Höhe, sondern steckten ihre Köpfe unter die Flügel. Für letzte Aufnahmen suchte das Team deshalb Zuflucht im Gewächshaus einer aufgegebenen Gärtnerei. Oben plitschten Tropfen aufs Glas, die sich zu Rinnsalen sammelten und die Wände hinunterliefen, unter den Füßen stiegen bei jedem Schritt kleine Staubwolken aus dem ausgelegten Boden empor. Brombeeren finger-ten sich durch Ritzen zwischen den Glaswänden, mancherorts wuchsen Brennnesseln und all das andere Pioniergestrüpp, das sich breitmacht, sobald die Menschen verschwinden. Luftpolsterfolien trennten Beete voneinander, die es schon bald nicht mehr geben wird. Beim nächsten runden Geburtstag, ging es mir durch den Sinn, wäre dies vermutlich ein herrlicher Ort, um Expeditionskleidung zu fotografieren. Und auch Ute Mahler hatte noch einmal an die Familienfeier denken müssen. „Ich weiß jetzt den Beruf vom Ludwig“, rief sie und strahlte. „Er war Gärtner!“

Fotografie: Ute und Werner Mahler
Styling: Almut Vogel
Models: Leni Rabbel, Ennie Lou Entrup, Marlene Burow, Fay Seymour, Paul Hahnenfeld, Oskar Hahnenfeld, Anna Goette, Milla Helene Pabst, Flora Alma Sophie Vogel und Fritz Altenstein
Mode-Assistenz: Kathrine Hempel
Produktionsassistent: Jonathan Drews
Catering: Lok 6 – Julia Heifer, Zsuzsanna Toth
Location: Kommandeurhaus Werben
Fotografiert am 29., 30. Juni und 1. Juli 2020
in Werben (Sachsen-Anhalt)

Ausstellung:
„Sibylla. Frauen und Mode in der DDR“. Museum für Angewandte Kunst Gera. Bis zum 4. Oktober.



DEINE
PERFEKTE
CHINO



BESTELLE JETZT DEINE MR MARVIS CHINOS AUF MRMARVIS.DE

exklusiv online erhältlich

KOLLABORATION

Das Wort kracht dazwischen, wenn man zum Beispiel gerade dabei ist, sich eine Sonnenbrille auszusuchen. Während man sie im Laden aufsetzt, informiert die Verkäuferin über das, was an dieser Brille so toll sein soll. Unter anderem: „Sie ist aus einer Kollaboration heraus entstanden.“ Die Brillenmarke Viu und das Jeanslabel Closed haben sich zu diesem Zweck zusammengetan. So wie in diesem Herbst die Männermarke Zegna und das Streetwear-Label Fear of God. Die Frauenmarke Philosophy di Lorenzo Serafini und der Mattel-Spieleklassiker Uno. Die Brillenmarke Oakley und der japanische Künstler Meguru Yamaguchi.

Man könnte die Liste bis zur letzten Seite dieses Magazins fortsetzen. Ob man überhaupt ein Designer sei, wenn man nicht kollaboriere, fragte die amerikanische „Vogue“ im vergangenen Jahr.

In der Mode stehen die Zeichen auf Zusammenarbeit, wie in der Musik. Dabei fällt immer wieder dieses Wort. Kollaboration hört man nicht nur im Englischen, dort auch oft in der Kurzform *collab*, im Französischen und Italienischen. Wenn zwei Künstler/Marken/Designer sich auf Zeit zusammentun und gemeinsam etwas erarbeiten, dann wird es häufig auch im Deutschen gebraucht. Man könnte genauso Kooperation sagen. Stattdessen heißt es immer wieder: Kollaboration.

Jedes Mal durchfährt es einen. Ausgerechnet eine Musik- oder Modeproduktion erinnert an das dunkelste Kapitel der deutschen Geschichte? Kollaboration? Echt? So wie mit dem Feind?

Natürlich nicht. Oder nicht ausschließlich. „Das Wort hat zwei Bedeutungen“, sagt die Sprachwissenschaftlerin Konstanze Marx, die an der Universität Greifswald zur Kommunikation im Internet-Zeitalter forscht. Da sei zum einen die Zusammenarbeit mit Kriegsgegnern, die Erstbedeutung. „Für diese Bedeutung gibt es im alltäglichen Sprachgebrauch glücklicherweise keinen Anlass, und so setzt sich eher der Gebrauch von Kollaboration als nicht weiter spezifizierte Zusammenarbeit durch.“ Man arbeitet also kollaborativ. Das sei dann durchaus positiv gemeint. Die Sprachwissenschaftlerin sagt, sie verwende das Wort in seiner Zweitbedeutung selbst regelmäßig. „Es ist ein bildungssprachlicher Begriff, der gerade in der digitalen Lehre eine große Rolle spielt.“

Das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache zeigt den Unterschied zwischen Erst- und Zweitbedeutung. Tippt man in die Suchmaske der Textsammlungen, die sich aus Belletristik, Wissenschaft, Gebrauchsliteratur und Zeitungen zusammensetzen, „Kollaboration“ ein, finden sich überwiegend Erwähnungen zur Erstbedeutung, der Kollaboration mit dem Feind. Anders sieht es aus, wenn man im Korpus „Blogs“ nach Hinweisen auf „Kollabora-

tion“ sucht. Von Kollaboration als einem „wesentlichen Element“ ist die Rede, wenn es um soziale Netzwerke geht. Kollaboration wird im Zusammenhang mit dem Wort Unternehmenskultur erwähnt. Es fällt der Begriff „Kollaboration 2.0“.

Auch die Mode ist längst in dieser digitalen Welt zu Hause. Wenn Designer mit ihren Projekten eine kritische Masse erreichen wollen, müssen ihre Einfälle in den sozialen Medien viral gehen. Und das tun sie eher, wenn die Reichweite von vornherein möglichst hoch ist. Zwei Namen, die gemeinsam auftreten, haben da bessere Startbedingungen: Viu und Closed, Zegna und Fear of God. Wenn dann später in dem Sonnenbrillenladen in einer deutschen Großstadt im Beratungsgespräch auf Deutsch der Begriff Kollaboration fällt, dann könnte das ein schönes Beispiel für Internetsprache sein, die ihren Weg auch hierzulande zurück in die analoge Welt findet.

Kollaboration: In anderen Ländern mag das ein selbstverständlicher Begriff sein. Man bedanke sich für die *collaborazione*, heißt es etwa dieser Tage in Mailänder Straßenbahnen im Hinblick auf das Maskentragen und Abstandhalten. Maria Selig, Professorin für Romanistik an der Universität Regensburg, ist dem Ursprung des Worts nachgegangen. Das Verb *collaborare* und seine Ableitungen kommen demnach aus dem Mittellatein, also dem Latein des Mittelalters aus der Zeit zwischen dem sechsten und 15. Jahrhundert. „Sie entstanden aus der Kombination des Präfixes *con* mit dem Verb *laborare* und waren geläufig als Begriffe in der Güterverwaltung und der Rechtssprache.“ Die Wörter *collaborare* und *collaboratio* fielen, wenn das Bestellen eines Ackers gemeint war, der Ertrag einer Ernte, wenn es um Verwaltung ging.

„Im 18. und 19. Jahrhundert passierte dann etwas, was mit dieser alten Verwendung gar nichts zu tun hatte“, erklärt Selig. Die Wörter seien als Neologismen, also als neu geschaffene Wörter, aus dem Neulateinischen in die Gelehrtensprache übernommen worden, vermutlich zuerst in Frankreich. Beispiele für *collaboration* und *collaborateur* seien vom 18. Jahrhundert an belegt. „Die Bedeutung ist ‚Zusammenarbeit‘ oder ‚Mitarbeiter‘, und die Wörter wurden von nun an im literarischen, journalistischen, wissenschaftlichen und administrativen Bereich verwendet.“

Auch im Englischen, Italienischen und Spanischen finden sich seit 1800 erste Belege für Entlehnungen aus dem Französischen. „Im Deutschen gab es um 1900 herum vereinzelte Belege für Kollaboration“, sagt Selig. „Aber das Wort kam nur in wissenschaftlicher Fachliteratur vor. Man kann also davon ausgehen, dass der Neologismus im Französischen sehr erfolgreich war. Ein ganz geläufiges Alltagswort wurde von dort aus in die anderen europäischen Sprachen entlehnt. Nur im Deutschen

waren die Mitarbeit und der Mitarbeiter so fest etabliert, dass der Französisismus nicht erfolgreich war.“

Dass man heute zusammenzuckt, wenn das Wort Kollaboration im Deutschen fällt, hat mit dem zu tun, was einige Jahrzehnte später mit dem Begriff passierte. Im Französischen etablierte sich eine zweite Bedeutung. Mit Kollaboration war fortan auch die Zusammenarbeit mit dem Feind in Folge des Waffenstillstands von 1940 gemeint. Der Norden war besetzt, der Süden wurde von Vichy aus regiert, dort kollaborierte man mit Nazi-Deutschland. Maria Selig erinnert an Marschall Philippe Pétains Rede am 31. Oktober 1940: „C'est dans l'honneur et pour maintenir l'unité française (...) que j'entre (...) dans la voie de la collaboration.“ Etwa: „Aus Ehrgefühl und um die Einheit Frankreichs zu sichern, schlage ich den Weg der Zusammenarbeit ein.“

„Es war also die besondere Situation von Vichy, das sich immer noch als selbstständigen Staat sah, die den Euphemismus Kollaboration als Verschleierung für das gebrauchte, was eigentlich Reparationen waren“, sagt Selig. Die Professorin zitiert in diesem Zusammenhang einen Witz, der in einem französischen Tagebuch aus der Zeit überliefert ist und ein Beispiel dafür ist, dass die Bevölkerung von 1940 an die Zweitbedeutung verwendete: „Wie definiert man ‚Zusammenarbeit‘? Gib’ mir deine Uhr, und ich geb’ dir die Zeit.“

Zum anderen habe *collaboration* aber auch unter den französischen Faschisten eine weitere Bedeutung gefunden: „Für sie war der Begriff *collaboration* ganz positiv besetzt“, sagt Selig, „denn damit war der Traum von einer ‚Zusammenarbeit‘ mit Hitler für das Ziel eines nationalfaschistisch geeinten Frankreichs gemeint.“

Als der Krieg beendet war, sei die zweite Bedeutung von *collaboration* auch in jene Sprachen übergegangen, in denen damit zuvor neutral „Zusammenarbeit“ gemeint gewesen war. „Der Kontext reicht in den meisten Fällen ja bereits aus, um klarzumachen, welche der beiden Bedeutungen man aktivieren will“, sagt Selig. Im Deutschen hingegen, das zeigen auch die Beispiele im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache, überwiegt die historisch negativ besetzte Bedeutung.

Aber je digitaler unser Alltag wird, umso dominanter die Internet-Sprache, und umso häufiger wird man dem Wort Kollaboration begegnen. Es spiegelt nicht nur die Lebenswirklichkeit der Marken, die sich um Aufmerksamkeit bemühen, es ist auch ein Beispiel dafür, wie aus unserem eigenen Sprachempfinden längst ein globalisiertes Konstrukt geworden ist. Wir sagen „ciao“, als wäre es „Tschüss“, und „sorry“ wie „Entschuldigung“. Bald ist Herbst, dann wird es wieder um das Thema „Hygge“ gehen, dann machen wir es uns also gemütlich wie ursprünglich die Dänen, aber längst auch der Rest der Welt. ◀

Die Mode liebt die Zusammenarbeit. Aber warum drückt man das mit diesem hässlichen Wort aus, das historisch so negativ besetzt ist?

Von Jennifer Wiebking

Frankfurter Allgemeine
SONNTAGSZEITUNG

Jetzt bestellen auf
[faz.net/fas](https://www.faz.net/fas)

Für alle, die den Alltag
abschalten wollen.
Nicht den Geist.

Erleben Sie mit der Frankfurter Allgemeinen
Sonntagszeitung eine anspruchsvolle Auszeit
mit Themen aus Politik, Wirtschaft, Kultur,
Gesellschaft und Wissen.

fsr

- Vertiefende Hintergründe und Perspektiven zu vielfältigen Themen
- Spannende Erzählstücke und mutige Standpunkte
- Inspirierende Bildsprache, frisches Design und eleganter Stil



ZUM GREIFEN Das Salatbesteck aus Nylon hat der britische Designer Richard Clough für den italienischen Hersteller Trebonn entworfen. Mit Löffel und Gabel lässt sich der Salat zunächst mischen, dann aber auch greifen. Dazu werden die beiden Teile einfach mit einer Klemme zu einer Zange verbunden.

IM VERBORGENEN Das Schlafsofa des italienischen Designers Giulio Manzoni (Flexform) lässt sich nicht ausziehen. Das zweite Bett, das auch einzeln genutzt werden kann, verbirgt sich vielmehr unter dem Möbelstück. Auf- und nebeneinandergestellt ergibt sich eine Liegefläche von 170 Zentimetern Breite.

IN STEREO Der Lautsprecher des tschechischen Unternehmens Nice Boy lässt sich zusammenstecken und wieder halbieren. Er ist drahtlos, hat eine Leistung von 24 Watt, eine Ausdauer von bis zu zehn Stunden und ist zudem wasserdicht. Die beiden selbständigen Einheiten sind durch die Technologie True Wireless verbunden.



ZUM JOGGEN Die Ohrhörer von Fresh 'n Rebel schalten sich automatisch ein, wenn man sie aus ihrer Ladebox nimmt, und stellen sekundenschnell die Verbindung zum Smartphone her. Beim Einsetzen in die Ladebox wird die Verbindung getrennt. Die Wiedergabedauer beträgt 24 Stunden. Zudem sind die Ohrhörer schweißresistent, man kann mit ihnen also auch joggen.



FÜRS BÜRO Der Sessel des türkischen Ece Yalim Design Studios (Ersa) fügt sich aus zwei gleichen Teilen zusammen. Die Idee hinter dem Entwurf mit der markanten Ritze in der Mitte: Auf ihm sollen zwei Personen eng beieinander sitzen können, was bei gut 70 Zentimetern Breite auch bequem möglich ist.

MIT NACHWUCHS Die Spardose Moneyphant hatte der Däne Jørgen Møller einst für die Marke Georg Jensen entworfen. Der Schweizer Designer Alfredo Häberli fügte dem Elefanten aus poliertem Edelstahl 2011 noch zwei kleine identische und passgenaue Elefanten aus Eichenholz hinzu. Damit ist aus der Spardose auch ein Spielzeug geworden – und das nicht nur für Kinder.



MIT FAMILIE Die Tagesliege ist Teil einer kleinen Serie, zu der auch zwei Sofas gehören. Die Idee dazu entstand auf einer Familienfeier für gleich drei Generationen von Zwillingen, wie die Designerin und Kreativdirektorin Rute Martins des portugiesischen Herstellers Greenapple erzählt. Die Größe ist genauso variabel wie die Materialien, die geschwungenen Füße können zum Beispiel aus Eichen-, Birken-, Walnuss- oder Eschenholz angefertigt werden.



ZUM KOMBINIEREN Die Beistelltische vom Studio Marelli sind aus je zwei Materialien gefertigt: Das Gestell ist aus Eiche massiv, die Platte aus Holz oder Marmor. Die hauseigenen Designer der italienischen Marke Marelli spielen mit Formen und Größen, um ein „dynamisches Höhenspiel“ zu schaffen. Die einzelnen Tische sind frei kombinierbar.



MIT SCHWESTER Die Beistelltische der niederländischen Designerin Monika Mulder (Artifort) haben einen Stamm. Daraus wachsen zwei Äste, die sich ergänzen und doch unterschiedlich sind. Die eine Platte ist groß genug für einen Laptop, auf der anderen steht vielleicht nur eine Kaffeetasse. „Ich mag die Idee, dass wir alle irgendwie miteinander verbunden und doch auch Individuen sind“, sagt Mulder, die selbst eine Zwillingsschwester hat.

TWINS

Der Name ist Programm. Denn viele Produkte bestehen nicht nur aus zwei Teilen, sie haben oft auch zwei Seiten.

Von Peter-Philipp Schmitt



VON HAND Die Beistelltische von Strømald Design werden von Hand und aus mindestens 100 Jahre alten Birken gefertigt. Risse in den dicken Holz-scheiben sind gewollt und werden mit „butterfly joints“, auch Schwalbenschwänze genannt, „ausgebessert“. Die litauische Marke wurde vom Dänen Ole Garsdal gegründet, der Tischler ist.

FÜR DRAUSSEN Die Sessel gehören trotz ihrer unterschiedlichen Proportionen zusammen. Sie sind aus einer Idee geboren, haben aber unterschiedliche Persönlichkeiten, wie das spanische Designer-Duo Alberto Sánchez und Eduardo Villalón sagt. Zusammen bilden die beiden Mut-Design. Ihre Sessel, hergestellt von Expormim, sind aus Aluminiumrohren und wetterfesten Stoffen gefertigt, sie können drinnen wie draußen stehen. Inzwischen gehören ein Sofa und eine Sonnenliege zur Familie.



FÜR BLUMEN Die Vase von Gaetano Pesce besteht aus weichem Kunstharz. Schon in den Neunzigern experimentierte der italienische Designer mit dem sehr ungewöhnlichen Material und gründete 1994 eigens die Firma Fish Design mit Sitz in Mailand und New York, die unter anderem Uhren, Gürtel und Schmuck aus dem Werkstoff herstellt. 2003 beauftragte Andrea Corsi ihn dann, eine ganze Serie mit weiteren Produkten zu entwerfen, unter anderem zweifarbigen Vasen.



IN BEWEGUNG Die Container fügen sich zum perfekten Rechteck zusammen. Sie lassen sich als Tisch, Regal und Schrank verwenden, einzeln oder als Paar. Den Entwurf des italienischen Designer-Duos Sara Piasentin und Morris Granzotto (Otone Studio) hat das seit fast 50 Jahren in Padua ansässige Unternehmen Sculptures Jeux herausgebracht, das, wie der Name schon sagt, für verspielte Skulpturen steht, die sich geschwind in funktionale Möbelstücke verwandeln.



MIT SCHWUNG Die verdrehten Tische von Paolo Giordano scheinen aus der Balance geraten, ihre Platten sind aber horizontal perfekt ausgerichtet. Giordano, 1954 in Neapel geboren, hat Architektur studiert, er arbeitet aber vor allem als Fotograf und lebt in Mailand. Seine wirbelnden Zwillinge bestehen aus Messing und Kupfer und sind Teil des Projekts „The Valley of the Whirling Trees“.

Die Berlinale hat eine. Das Berliner Ballett hatte eine. Die Grünen haben schon längst eine, und auch die SPD kann nun eine vorweisen. Selbst bei SAP, einem börsennotierten Unternehmen, war schon eine im Einsatz – wenn auch nur kurz. Die Rede ist von Doppelspitzen. Einer Leitungsform also, die darauf baut, dass zwei Chefs besser sind als ein Chef. Oder zumindest weniger kontrovers.

Was auch dazugehört: Doppelspitzen werden immer häufiger eingesetzt, um den Paritätsgedanken zu erfüllen. Eine Frau an der Spitze, neben einem Mann. Eher selten: eine Frau allein an der Spitze. Dabei scheitern Doppelspitzen häufig, zumindest die, die in der öffentlichen Wahrnehmung stehen. Die SAP-Doppelspitze, die nebenbei zum ersten Mal in der Geschichte eine Frau an die Spitze eines Dax-Unternehmens brachte, hielt sich gerade einmal sechs Monate. Gegangen ist die Frau.

Dabei scheint eine Doppelspitze doch, zumindest im ersten Moment, eine hervorragende Idee zu sein: Der ganze Stress, die ganze Verantwortung hängen nicht mehr nur an einer Person.

Als Dorothea Assig und Dorothee Echter sich kennenlernten, bewunderten sie einfach die Arbeit der jeweils anderen. Sie sind beide Coaches fürs Topmanagement, begegneten sich auf Kongressen und Seminaren, arbeiteten immer mal wieder zusammen. „Wir hatten eine lange Erprobungszeit“, sagt Echter. Die war wichtig, für beide, um, wie sie sagen, „organisch zusammenzuwachsen“. Inzwischen beraten Assig + Echter nicht nur viele Doppelspitzen – sie bilden selbst eine.

Sie schreiben zusammen Bücher und Newsletter, sie leiten auch gemeinsam Seminare. Das ist nicht so leicht. „Wir mussten lernen, der anderen in bestimmten Situationen das Feld zu überlassen“, sagt Assig. Die Größe zu haben zuzugeben: Da weiß die andere mehr, da ist sie kompetenter. „Das mussten wir üben. Entscheidend ist: Nach außen ist man immer eine Einheit, immer. Man hat zwei verschiedene Kompetenzen, die sich zu etwas Neuem zusammenfügen.“

Irgendwann trafen sie die Entscheidung: Von jetzt an machen wir alles zusammen. Was nach Teamarbeit klingt, ist für Assig und Echter etwas ganz anderes, nämlich eine Führungsspitze, gleichberechtigt. „In der Doppelspitze gibt es keine Teamarbeit, es gibt auch keinen Konsens – sondern eine Rollenteilung. Und man muss einander vertrauen“, sagt Echter. „Jemand muss die eigene Größe klar sehen und deutlich formulieren können, was ihn oder sie groß macht. Es geht da um ein Branding: Wofür stehe ich selbst? Was kann ich gut? Dann kann ich auch den anderen und seine Stärken anerkennen.“

Eine Doppelspitze bedeutet immer auch: die Frage nach dem Mann-Frau-Thema. Wird die Doppelspitze in Branchen, die eher weiblich besetzt sind, öfter eingesetzt? Die Modebranche, die Jürgen Müller mit seiner Agentur Suits vorrangig in Personalfragen berät, hat einen hohen Frauenanteil. Nur die Führungspositionen sind weitgehend männlich besetzt. Das fällt auf. „Es gibt natürlich Ausnahmen wie H&M, da sind viele wichtige Positionen von Frauen besetzt.“ Auch C&A Europe hat gerade zwei Frauen als CEO und CFO berufen.

Doch ansonsten herrschen in der „Frauenbranche“ Mode nach wie vor: Männer. Doppelspitzen, glauben viele, könnten das Problem lösen. „Solche gemischten Doppelspitzen funktionieren genau dann gut, wenn die Aufgabenbereiche klar verteilt sind“, sagt Müller. „Und wenn das nicht nur schriftlich niedergelegt ist, sondern auch gelebt wird.“ Und wenn beide autonome Entscheidungen treffen können, auf ihrem jeweiligen Gebiet. Das setzt natürlich gegenseitiges Vertrauen voraus, sagt Müller. „Dann kann eine Doppelspitze funktionieren und eine Stärke sein – weil zwei mehr schaffen können als einer allein.“ Bemühungen, paritätische Doppelspitzen zu bilden, hat Müller in der Modebranche allerdings noch nicht beobachtet.

Dabei eignet sich der Kreativbereich für Doppelspitzen besonders gut, das hat die Vergangenheit gezeigt: „In vielen Firmen gibt es eine informelle Doppelspitze. Dass also eine Person nur fürs Design, rein fürs Kreative zuständig ist.“ Die andere regelt die Finanzen, für die viele kreative Freigeister wenig Sinn haben. Wenn die Grenzen so klar abgesteckt sind, funktionieren Doppelspitzen nach Müllers Erfahrung gut.

SIE UND SIE ER UND ER SIE UND ER

Keine Teamarbeit, kein Konsens: Worauf es bei der Arbeit als Doppelspitze ankommt und was sie bewirken kann.

Von Johanna Dürrholz

Auch die Psychologin Astrid Schreyögg ist Expertin für Doppelspitzen und hat schon häufig Duos gecoacht. Sie sieht diese Leitungsform allerdings kritisch: „Man wundert sich, wenn eine Doppelspitze mal gelingt. Die zwei müssen sich permanent abstimmen. Die Schwierigkeit ist: Es gibt ja immer unterstellte Mitarbeiter, Zuarbeiter. Die sind desorientiert, sobald die beiden sich nicht perfekt abstimmen, sobald sie nicht wie eine Person kommunizieren. Das gelingt oft überhaupt nicht.“

Schreyögg beobachtet viel Dissens, Konkurrenz und Streitereien, gerade unter Führungspersönlichkeiten mit großem Ego. „Viele Doppelspitzen, die ich coache, sind zerstritten. Und zwar komplett.“ Bei einer Doppelspitze, die Schreyögg beriet, arbeiteten ein älterer Herr und eine junge Frau zusammen – auf persönlicher Ebene klappte alles. Er unterstützte und förderte die Kollegin, wo es ging. Trotzdem: Die Kunden wollten lieber zu ihm, der mehr Erfahrung hatte. „Am Ende war sie stinksauer.“

Die Geschichte der Brüder Adolf und Rudolf Dassler ist noch so ein Fall: Sie bauten gemeinsam eine Schuhmanufaktur auf – und zerstritten sich im Zweiten Weltkrieg. Sie sollen sich sogar gegenseitig bei den amerikanischen Militärbehörden denunziert haben. Die Dasslers teilten die Firma auf, und heute stehen in Herzogenaurach zwei der größten Sportbekleidungsunternehmen der Welt: Puma und Adidas. Der Streit setzt sich auch unter den Nachkommen fort. „Durch den Ort Herzogenaurach geht ein Riss“, sagt Schreyögg. „Entweder man ist für Adidas oder für Puma.“

Dass Doppelspitzen vermehrt eingesetzt werden, liegt nach Angaben der Psychologin nicht nur am Streben nach Parität. „Es gibt auch eine Angst vor Führung, die sitzt in Deutschland tief, mit dem Begriff ‚Führer‘ in unserer Vergangenheit.“ Dass es dann keine klaren Leitlinien gibt und Angst vor der Verantwortung, sieht sie kritisch. „Es geht nicht so einfach, dass zwei diese Verantwortung übernehmen. Das wollen viele nicht. In einer Doppelspitze ist man wahnsinnig abhängig.“

Die Coaches Assig und Echter sehen das anders. Bei einer Doppelspitze entsteht nach ihrer Ansicht eine dritte Kraft. „Momentan brauchen wir verschiedene Perspektiven, eine Heterogenität an der Spitze“, sagt Echter. Der Diversitätsgedanke ist in den Führungskriegen angekommen. Auch Transparenz in der Führung entspricht dem Zeitgeist. Für Assig und Echter hat das aber nichts mit einem Hype oder Trend zu tun. „Es geht um Vielfalt, um Ambivalenz.“ Und das drückt sich eben auch in der Besetzung mit Doppelspitzen aus.

„Schauen Sie sich an, wie Barack und Michelle Obama gemeinsam agieren – wie großartig! Das ist nicht dem Paritätsgedanken geschuldet, sondern es kommen einfach unglaublich gute Kompetenzen zusammen“, sagt Assig. „Die Politik merkt es, die Unternehmen merken es: Die Welt ändert sich in einem unglaublichen Ausmaß. Frauen, Schwarze, Minderheiten wollen nicht mehr diskriminiert werden, ihre Fähigkeiten sollen gesehen werden – und das wollen sie natürlich auch in der Führung gespiegelt sehen.“

Dabei ist es den Beraterinnen wichtig, dass es sich bei dieser Entwicklung nicht um einen herbeigeredeten Kulturwandel handelt. „Es gibt eine unglaubliche Bewegung, eine organische Veränderung“, sagt Assig. „Wir stehen jetzt schon wieder ganz anders da als noch vor zehn Jahren – oder sogar vor fünf.“

Den Eindruck, dass sich einiges verändert, hat auch Astrid Schreyögg. „Ich habe das Gefühl, es gibt ein sozialpolitisches Gegengewicht zum Rechtsruck in Deutschland. Die Bereitschaft zur Dialogorientierung ist eine Gegenbewegung zu diesem rechten Wunsch nach Autorität. Und diese Bereitschaft begrüße ich.“ Sie vermisst nur, dass Führung auch als etwas Positives anerkannt wird. „Es gibt auch wahnsinnig gute Chefs, die ihre Mitarbeiter in ihre Entscheidungen einbeziehen. Führung kann sozial sehr konstruktiv sein.“

Doppelspitzen könnten also ein Zeichen von Wandel sein und uns zu einer gerechter besetzten Arbeitswelt verhelfen. Ein Restzweifel bleibt: Will man Frauen nicht allein das Ruder überlassen? „Das können wir aus unserer Sicht so nicht sagen“, sagt Echter. „Wir wissen heute: Es braucht einfach eine weibliche Perspektive.“ Trotzdem: Durch die Frauenquote ist der Anteil an Frauen in Aufsichtsräten auf die vorgeschriebenen 30 Prozent angehoben worden, liegt zum Teil sogar darüber. Der Anteil von Frauen in Vorständen der Dax-Unternehmen aber liegt bei 14,4 Prozent. Da ist noch Luft nach oben. ◀



RUG STAR
Storytelling Craftsmanship

Waterlily No. 15 with Grass

SilverWhiteGrey on LightGrey GoldOutside
hand knotted Persian weave
70 % finest silk

Berlin

RUG STAR
Rosa-Luxemburg-Str. 27
10178 Berlin
+49 (0)30 30 87 54 47
sales@rugstar.com
www.rugstar.com

Augsburg

RUG STAR by Kröll & Nill
Zeuggasse 9
86150 Augsburg
+49 (0)821 455 06 30
teppiche@kroell-nill.de
www.rugstar-augsburg.de

Stuttgart

RUG STAR by Sorg Carpet
Am Schillerplatz 4
71522 Backnang
+49 (0)7191 911 2226
kontakt@sorgcarpet.de
www.rugstar-stuttgart.de

GIB STIFT

Seit 17 Jahren zeichnen Elias Hauck und Dominik Bauer, besser bekannt als *Hauck & Bauer*, den Streifen „Am Rande der Gesellschaft“ in der F.A.S. Auch die eigene Zusammenarbeit ist manchmal ein Witz.



„Hauck & Bauer: Cartoons“ ist vom 2. Oktober an im Caricatura Museum in Frankfurt zu sehen. Der gleichnamige Band (Kunstmann Verlag, 312 Seiten, 18 Euro) erscheint am 30. September.

UPGRADE YOUR OFFICE

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 25 GALERIEN WELTWEIT.



Sebastian Magnani
After Work I
Aufl. 150, handsigniert
75x50 cm
Art.-Nr. SMA04
499 €

LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2
10587 Berlin, Änderungen und Irrtümer vorbehalten.
Interior: ziegertimmobilien.de

LUMAS.DE

BERLIN · LONDON · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART · WIESBADEN

LUMAS⁷

THE LIBERATION OF ART



Nehmen wir einen Moment lang an, wir seien Arbeiter einer Ameisenkolonie. Dann verlief unser Leben in wohlgeordneten Bahnen einer großen Gemeinschaft. Jeder kommt seiner vorbestimmten Aufgabe im Interesse des großen Ganzen nach. Das Erfolgsgeheimnis der Ameisen, folgt man dem Soziobiologen E. O. Wilson, besteht darin, dass sie ihr Leben arbeitsteilig organisieren und ein selbstverständlicher Altruismus den biologischen und sozialen Zusammenhalt herstellt. Während die Kolonie viele Futtersucher aussendet und gleichzeitig zu Hause Wächter aufstellen kann, muss sich ein solitärer Konkurrent unserer cleveren Insekten für eine von beiden Tätigkeiten entscheiden. Das bringt ihn ins Hintertreffen gegenüber der arbeitsteiligen Kolonie, in der jedes Wesen seinen Vorteil zum Nutzen aller einsetzt. Solidarität zahlt sich aus.

Der Altruismus, den die Arbeitsteilung begünstigt, geht freilich noch weiter. Ein Männchen hat den Sinn seines Lebens erfüllt, wenn es die Königin begattet. Diese wird daraufhin eine neue Kolonie gründen. Die Spermien bewahrt sie in einer kleinen Spermatasche (Spermathek) in ihrem Hinterleib auf und bringt daraus über Jahre Tausende von Arbeiterinnen hervor. Sie alle verbindet das altruistische Band. Einige übernehmen Aufgaben, die ihr Leben verkürzen oder die Zahl ihrer persönlichen Nachkommen reduzieren oder beides: Ihr Opfer für das Gemeinwohl ermöglicht es jenen Artgenossen, die für die Reproduktion zuständig sind, länger zu leben und mehr Nachkommen zu produzieren.

E. O. Wilson nennt solche Organisationen „eusozial“. Eusoziale Verbände zeichnen sich durch Altruismus und Arbeitsteilung aus. In dieser Hinsicht gleichen wir Menschen den Ameisen. Freilich gibt es einen entscheidenden Unterschied: Die Insekten sichern mit reinem Instinktverhalten ihr Überleben und nehmen es als unabwendbares Schicksal hin – die Menschen mussten immer auf freiwillige Bindung und Kooperation zurückgreifen. Menschen sind, wenn man so will, zur Freiheit verdammt. Sie können sich der Kooperation verweigern. Freiheit ist nicht nur ihr Fluch, sondern auch Quell ihrer Würde. Zur Solidarität ist niemand verpflichtet.

Woher kommt die Kraft des Zusammenhalts? Menschen, von Natur aus „Mängelwesen“ (Arnold Gehlen), können sich nicht auf den Instinkt berufen – zum Glück für die Freiheit. Sie müssen soziale Bindemittel (Werte, Institutionen, Konfliktlösungsverfahren) erfinden und durchsetzen. Das ist riskant und kann schiefgehen. In Zeiten wie diesen, in denen viele Risse durch die Gesellschaft gehen und der soziale Konsens zu zerbrechen droht, andererseits aber in Teilbereichen der Gesellschaft, identitären Clans, eine hermetisch-klebrige Verpflichtung zu absoluter Loyalität erwartet wird und Kritik bereits als Verrat gilt, kann es nicht schaden, einen Blick auf die große Geschichte menschlicher Solidaritätswürfe zu richten.

Adam Smith (1723 bis 1790), der schottische Moralphilosoph und Ökonom, kannte das Problem des Werteschwunds noch nicht. Für ihn stellte sich die verbindende Moral quasi von allein ein, als notwendige Konsequenz einer Tauschbeziehung, bei der jedermann getrost sein Eigeninteresse verfolgen darf. Ausgerechnet Märkte sind bei Adam Smith Orte, an denen wir durch Tausch unsere Lebensmöglichkeiten erweitern. Die Verhältnisse zu verbessern („to better one's condition“) ist die Triebfeder menschlichen Strebens,

„ein Trieb, der bei uns ist von der Geburt und uns nicht mehr verlässt bis zum Grab“.

Wer tauschen will, muss sich auf seinen Tauschpartner einlassen. Er muss klugweise dessen Wünsche und Bedürfnisse antizipieren, wenn er Erfolg haben will. Er muss kooperieren, damit er konkurrieren kann. Wer Äpfel gibt und Kartoffeln bekommt, muss sich an die Tauschabmachungen halten, andernfalls wird er beim nächsten Mal als unsicherer Kantonnist geschneit. „Man trifft sich immer zweimal“, so lautet die Moral, die als ein Gebot der Klugheit die Verlässlichkeit setzt. „Redlichkeit“ und „Pünktlichkeit“ sind Verhaltensweisen, die sich immer dann und bei allen Völkern wie von allein entwickeln, wenn Menschen miteinander Handel treiben. Der Tausch gebiert eine Moral der Nah- und Fernbeziehung, die durch Verträge in Recht gegossen wird:

„Die sich häufenden Krisen des Kapitalismus und die Konflikte der Demokratie sind das Signal, dass Solidarität nicht mehr als das natürliche Kind der Arbeitsteilung gelten kann. Märkte werden nicht mehr als Moralgaranten und Moralproduzenten wahrgenommen, sondern ganz im Gegenteil als Moralzerstörer.“

Die Skepsis lässt sich verstehen. Unterschiedliche Interessen vereinen sich nicht von alleine in einem solidarischen Miteinander. Darauf hat der französische Soziologe Émile Durkheim (1858 bis 1917) in seinem Klassiker über die „soziale Arbeitsteilung“ aufmerksam gemacht: „Wo das Interesse allein regiert, ist jedes Ich mit jedem anderen auf dem Kriegsfuß.“ Wenn also der Markt eher als „Moralverzehrter“ denn als „Moralgenerator“ erfahren wird, dann müsste stattdessen womöglich der konservative Rückgriff auf einen bereits verfü-

Die Kraft des Zusammenhalts

Menschen lieben Freiheit. Wie können soziale Bindemittel trotzdem halten in fragmentierten Zeiten?

Von Rainer Hank, Illustration Thomas Fuchs

Dieses Set von Rechten und Pflichten wird von allen geteilt und strafbewehrt gegen jene, die sich ihnen verweigern.

Der Markt ist deshalb für Adam Smith nicht nur eine Wohlstandsmaschine. Er ist auch ein Moralgenerator. Und zwar, anders als das antikapitalistische Vorurteil es behauptet, keiner, der Gier und andere Laster prämiiert, sondern jene „bürgerlichen Tugenden“ (Integrität, Kooperation, Solidarität, Klugheit, Ehrlichkeit, Verlässlichkeit) erst hervorbringt, die er zu seinem eigenen Erfolg voraussetzen muss. Es sind Tugenden des Kaufmanns wie des Arbeiters, Sorgfalt und Selbstbeherrschung, die Fähigkeit, in seinem eigenen langfristigen Interesse zu handeln, werden die Marktteilnehmer dann von alleine ausbilden, weil sie erfolgreich sein wollen. Mit Betrügnern, Hochstaplern, unzuverlässigen Gesellen oder anderen Hallodris ist auf Dauer nicht nur kein Staat, sondern erst recht kein Markt und keine Gesellschaft zu machen.

Heute ist man geneigt, die Moral des Zusammenhalts auf Empathie, Freundschaft oder Gleichheit zu gründen. Nicht so Adam Smith: Natürliche Gleichheit ist nicht der Ausgangspunkt des schottischen Aufklärers. Dass wir Menschen uns voneinander unterscheiden – in unserer genetischen, biographischen, sexuellen oder ethnischen Prägung, unseren Interessen und Präferenzen –, ist für die Entstehung von Solidarität kein Störfaktor, sondern deren Voraussetzung. Solch ein überbordender Optimismus ist uns heute ziemlich fremd geworden. Dass sich Produktivität und Effizienz marktwirtschaftlichen Verkehrs mit einer friedlichen und fortschrittlichen Tauschgesellschaft verbinden lassen, wird von den meisten Zeitgenossen vehement

baren Bestand an Werten dazu führen, die ersehnte Solidarität wiederzugewinnen. Doch woher sollte dieser Wertebestand kommen? Auf der Suche nach einer jeder Gesellschaft vorausliegenden gemeinsamen Ressource boten sich für Durkheim der „Druck der Sitte und der Bräuche“, die in Ständen und Korporationen erworbene Berufsmoral und die „Autorität traditioneller Erfahrung“ an, kulturelle Ressourcen, die Menschen in die Lage versetzen, ihren Weg durch die Welt der Optionen zu finden.

Aber auch dieser Rückgriff auf einen Wertebestand ist uns fremd geworden. Es wäre zu schön, ließe sich aus unserer kulturellen oder religiösen Tradition ein Tresor von selbstverständlichen Überzeugungen retten (Verlässlichkeit, Zeitsinn, Pflicht-treue, Fleiß oder die Liebe zur Sache), der als gemeinschaftsbildender Kitt tradiert wird in einer fragmentierten Welt. Doch weder Familie noch Firma verstehen sich heute als Werte-Vermittler. Andere gesellschaftliche Agenturen, die diese Ressourcen traditionell verwalteten – wie Religion und Kirche – sind zumindest in ihrer christlich-abendländischen Ausprägung marginalisiert (beim Islam sieht es ganz anders aus).

Und der Sozialstaat, der seit dem späten 19. Jahrhundert an die Stelle einer auf Barmherzigkeit setzenden Religion getreten ist, ist uns zwar recht und billig, wenn es darum geht, individuelle Versorgungsansprüche einzufordern. Doch damit verrät er seine Gründungsidee als solidarischer Auffangnetz für jene Bürger, die aus eigener Kraft ihr Leben in der Gesellschaft nicht sichern können. Der Wohlfahrtsstaat hat inzwischen einen Wertelast der Opfer und eine Kultur der Abhängigkeit erzeugt, die mit Solidarität nichts mehr zu tun haben.

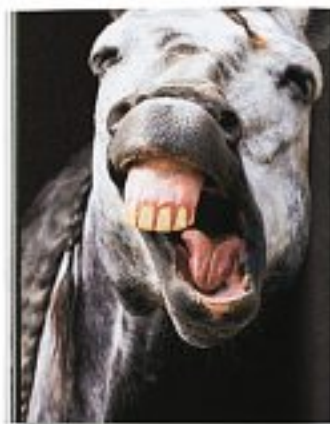
So stecken sowohl das liberale wie auch das konservative Konzept der Moral als Generator solidarischen Zusammenhalts in einer tiefen Krise. Das klassenkämpferische Solidaritätspathos („Auf zum letzten Gefecht“) der Linken schließlich hat spätestens 1989 kapitulierte, auch wenn die beiden aktuellen Parteivorsitzenden der SPD es noch einmal in Stellung zu bringen versuchen. Und der großkoalitionären Regierung fällt aus schierer Hilflosigkeit nichts Besseres ein, als der Wissenschaft ein millionenschweres „Institut gesellschaftlicher Zusammenhalt“ zu spendieren, welches das verlorene „Wir“ synthetisch rekonstruieren soll. Doch Wissenschaftler taugen nicht zu Sozialtechnologien; Solidarität aus dem Seminarraum bleibt artifiziell.

In solcher Not hilft Bescheidenheit mehr als Beschwörung starker Solidarität. Der Hass auf dem Stuttgarter Schlossplatz und dem Frankfurter Opernplatz wird nicht verschwinden durch den Appell an universale Gemeinschaftsgefühle oder die kontrafaktische Behauptung, die Corona-Krise habe den Zusammenhalt der Menschen gestärkt. Es wäre jedenfalls verkehrt, die Erneuerung des brüchigen Zusammenhalts durch die Beschwörung starker Bindungen erzeugen zu wollen. Wir erleben doch gerade eher zu viel Vergemeinschaftung innerhalb unserer Gesellschaft, die sich zugleich aufspaltet in Gruppen, die sich untereinander mit Intoleranz abkapseln und Eindeutigkeit im Urteil dekretieren, wo Ambiguitätstoleranz angesagt wäre.

Starke soziale Bindungen sind nicht immer gut. Gruppen neigen dazu, sich im Verlauf der Beziehungsentwicklung nach außen abzuschließen und nach innen sich verstärkende Loyalitäts-Kaskaden aufzubauen. Das hat Mark Granovetter, ein in Stanford lehrender Ökonom und Soziologe, schon 1973 in seinem Aufsatz über die „Stärke schwacher Bindungen“ festgestellt. Emotionale Intensität und Intimität verlieren leicht den Blick nach außen. Schwache Beziehungen hingegen verbinden uns mit Personen außerhalb unserer Peergroup, nötigen uns, neue Erfahrungen zuzulassen und fremde Meinungen ernst zu nehmen, statt sie zu bekämpfen. Die Stärke schwacher Bindungen liegt darin, dass Menschen einen Zugriff auf für sie unbequeme oder neue Informationen bekommen. Es ist ein Austausch untereinander, der die Ungleichheit nicht als Mangel empfindet, sich an Andersartigkeit erfreut und komparative Vorteile schätzt. Man kann sagen: Je größer der Anteil schwacher Bindungen ist, desto besser funktioniert eine tolerante, globale Gesellschaft. Starke Bindungen sind also womöglich nicht die Lösung des Solidaritätsdefizits, sondern viel eher ihr Problem.

Schwache Bindungen eingehen zu können erfordert die psychische Stärke, Konflikte auszutragen und auszuhalten und deren moralische Spielregeln anzuerkennen: Streit, Konkurrenz und die Fähigkeit, Andersartigkeit und Fremdheit als bereichernd zu erfahren. Das damit verbundene Risiko wollen heute viele Menschen nicht mehr eingehen, weshalb am Ende auch das Plädoyer für eine gesellschaftliche Integration über den Konflikt einseitig bleibt und an der Realität vorbeischrämmt.

Viel wäre stattdessen schon gewonnen, wenn es gelänge, eine neue Balance herzustellen zwischen stärkeren und schwächeren Bindungen: Zwischen der unbändigen Neugier, die Welt mit anderen teilen zu können – ohne unsere eigenen Interessen verlegen und die selbstverständliche Nähe zu vertrauten Menschen aufgeben zu müssen. ◀



#6
SAY WHAT YOU FEEL

Der Auszug dieses Buches zeigt: So einfach kann das Leben sein. Von wem man sich diesen beneidenswerten Mindset angeblich abschauen kann? Von Ingenieuren. („Think Like an Engineer, Don't Act Like One.“ Bis Publishers)

Der Designer Sebastian Herkner, bekennender Offenbacher, steht hier tatsächlich auf einem Frankfurter Balkon. Zum ersten Mal hat er sich eines ganzen Apartments angenommen, im neuen One-Forty-West-Turm.



Sollte man jemals für ein Porträt Modell sitzen, kann man sich ein Beispiel an dieser Zadie-Smith-Pose nehmen. (Toyin Ojih Odutola, National Portrait Gallery)



Wenn Putzmittel so ansehnlich sind, dass sie als Stillleben taugen, kann es sich natürlich nicht um Chemie-Keulen handeln. (Everdrop)



Die Tradition der Aussteuer zur Hochzeit ist glücklicherweise Geschichte. Eine Tischdecke mit persönlicher Botschaft (Yolke) bleibt aber ein besonderes Geschenk.



Energy Balls sind zwar schnell selbst gemacht. Aber gekauft schmecken sie schon auch sehr gut. (Feel Good Bites)



Unter eigenem Namen schreibt Julia Stelzner für dieses Magazin. Unter dem Label Ciao Ciao Club bringt sie Italien ein Stück näher.

102

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Fragt man Eltern, welche Sonnencreme sie für ihre Kinder bevorzugen, hört man immer wieder: Boep. Das Shampoostückchen der Marke liegt nun für alle in der Dusche.



Falls einem in der neuen French Bento Bar im Frankfurter Bahnhofsviertel die Smalltalk-Themen ausgehen sollten, bietet diese Leuchte von Tobias Rehberger Stoff für Interpretationen.

ZU HAUSE HEIRATEN

Mal eben mit allen Gästen zur Hochzeit nach Florida ist jetzt natürlich nicht mehr. Die neue *destination* in Sachen *wedding* ist stattdessen: der eigene Garten. Laut Pinterest stiegen Suchanfragen für „Hochzeit im Freien“ um den Faktor 2,3 an, für „Kleine Hochzeit im Hinterhof“ sogar um 3,7.



Aufräumen, großes Thema in Corona-Zeiten. Mit diesen Hüllen für Kleinkram (Eagle Creek) bleibt es ordentlich.

FOTOS: HERSTELLER (7), SADIÉ (ZADIE SMITH)/TOYIN OJIH/ODUTOLA, COURTESY OF THE ARTIST AND JACK SHANNAN GALLERY, NEW YORK; RAMON HANOLD, BIS PUBLISHERS



Wo Lebensfreude zum Greifen nah ist.
Weine aus der Pfalz: Qualität, die man schmeckt.



Die 13 deutschen Weinregionen sind geschützte Ursprungsbezeichnungen.



Die Pfalz ist eines der 13 deutschen Weinanbaugebiete, das die EU als geschützte Ursprungsbezeichnung anerkannt hat. Typisch für das zweitgrößte deutsche Weinbaugebiet ist das mediterrane Klima. Geschützt vom Pfälzerwald gedeihen hier vor allem weiße Sorten wie Riesling, Weiß- und Grauburgunder, bei den Rotweinen dominieren Dornfelder und Spätburgunder.
www.pfalz.de/gu

Zum Wohl. Die Pfalz.

Willkommen in besten Lagen.
deutscheweine.de



Wilber Cañas Velasco, Carlos Alberto Bernal Castro, William Cañas Velasco und Jorge Enrique Bernal Castro (von links nach rechts)

MEIN BRUDER DEIN ZWILLING

Entscheiden unsere Umwelt oder unsere Gene, wer wir sind? Die Geschichte zweier Zwillingspaare, die nach der Geburt getrennt wurden, sagt viel aus über diese Frage.

Von Leonie Feuerbach, Fotos Stefan Ruiz

Unserer Umgebung oder unsere Gene? Was macht uns zu denen, die wir sind? Diese Frage gehört zu den spannendsten der Psychologie. Eine mögliche Antwort bahnte sich vor gut sieben Jahren in Kolumbien an, in einer Fleischerei in Bogotá, in der zwei Freundinnen für ein Grillfest einkaufen wollten. Während die eine in dem jungen Mann hinter der Theke William erkennt, den Cousin ihres Freundes, ist sich die andere sicher, dass es sich um ihren Bürokollegen Jorge handelt: die feinen Gesichtszüge mit der schmalen Nase, die weit auseinanderstehenden Augen mit den dichten Brauen.

Der Mann versichert, er sei William. Seine vermeintliche Kollegin hat er noch nie gesehen. Die fragt am nächsten Tag im Ingenieurbüro Jorge, ob er einen Zwillingbruder habe. Ja, aber der sehe ihm überhaupt nicht ähnlich. Die merkwürdige Verwechslung geht den beiden Frauen nicht aus dem Kopf. Denn auch William, so finden sie schnell heraus, hat einen Zwillingbruder, der ganz anders aussieht als er selbst. Das kann doch kein Zufall sein? Die Freundinnen beginnen zu recherchieren. Sie vergleichen Geburtsdatum und -ort von William und Jorge, Facebook-Fotos, sogar die Blutgruppe. Und sind sich irgendwann sicher: Der Arbeitskollege der einen und der Bekannte der anderen sind Zwillinge – genau wie ihre vermeintlichen Zwillingbrüder Wilber und Carlos.

Was war geschehen?

Gut 30 Jahre zuvor war ein identisches Zwillingssbaby eines Zwillingspaars wenige

Tage nach der Geburt mit einem ebenfalls eineiigen Zwillingssbaby eines anderen Paares vertauscht worden – wohl unabsichtlich von einer unaufmerksamen Krankenschwester. So entstanden zwei getrennt voneinander aufwachsende Zwillingspaare, die biologisch überhaupt nicht verwandt waren, aber in dem Glauben aufwuchsen, eineiige Zwillinge zu sein.

Das eine unechte Zwillingsspaar – Jorge und Carlos – wuchs in der kolumbianischen Hauptstadt auf, das andere – William und Wilber – auf dem Land ohne Strom und fließend Wasser. Die Umwelteinflüsse auf die unechten Zwillingsspaare hätten also kaum verschiedener sein können. Und somit ist es nicht bloß ein irrer Zufall, dass die Zwillinge nach der Geburt vertauscht wurden, sondern auch ein spannendes Experiment; perfekt geeignet, um den Einfluss von Genen und Umwelt auf den Menschen zu erforschen. Wären sich die biologischen Zwillinge viel ähnlicher als die Paare, die zusammen aufwuchsen, aber nicht verwandt sind, wäre das ein starker Hinweis auf die Bedeutung der Gene – und im umgekehrten Fall auf die der Umwelt.

Daran dachte natürlich keiner der vier jungen Männer, als ihre beiden Bekannten ihnen Fotos des jeweils biologischen Zwillingss vorlegten. „Es war ein Schock“, sagt Carlos*. Jorge*, mit dem er in Bogotá aufgewachsen ist, sagt: „Als ich das Foto von William* sah, dachte ich: Vielleicht hat mein Vater weitere Söhne. Aber als ich dann William und Wilber* zusammen

* Carlos: biologischer Zwilling von Wilber, mit Jorge in Bogotá bei den falschen Eltern aufgewachsen

* Jorge: biologischer Zwilling von William, mit Carlos in Bogotá bei den richtigen Eltern aufgewachsen

* William: biologischer Zwilling von Jorge, mit Wilber in La Paz bei den falschen Eltern aufgewachsen

* Wilber: biologischer Zwilling von Carlos, mit William in La Paz bei den richtigen Eltern aufgewachsen



Jorge Enrique Bernal Castro und sein biologischer Zwilling William Cañas Velasco



Carlos Alberto Bernal Castro in La Paz, wo er eigentlich hätte aufwachsen sollen

MEIN BRUDER DEIN ZWILLING

gesehen habe, wurde mir alles klar.“ Ein Videotelefonat mit allen vieren erfordert höchste Konzentration: Je zwei von ihnen sehen fast identisch aus, je zwei, die sich überhaupt nicht ähneln, sind Brüder. Jorge* erklärt: „Die zwei, die Brille tragen, sind die aus Bogotá“ – also Carlos* und er. Was er nicht sagt: Die beiden Brüder aus der Hauptstadt übernehmen auch den größten Teil des Erzählens, während die Männer vom Land nur das Wort ergreifen, wenn sie explizit aufgefordert werden.

Alle vier erinnern sich noch gut an die Wochen nach dem Schock im Spätsommer 2014. Am schlimmsten war es für Carlos. Als Jorge ihm Fotos von Wilber* und William* zeigt, wird er wütend und stürmt aus der gemeinsamen Wohnung. Als er spät abends zurückkommt, weint er sich in den Schlaf. Er fürchtet, dass Jorge sich von ihm ab- und seinem biologischen Zwillingen zuwenden könnte. Und er muss sich nicht nur damit abfinden, dass sein vermeintlicher Zwillingenbruder Jorge gar nicht mit ihm verwandt ist, sondern auch damit, dass er bei den falschen Eltern aufgewachsen ist: Er ist derjenige, der anders aussieht als der Rest der Familie. Das Leben in der Hauptstadt mit all seinen Möglichkeiten war eigentlich einem anderen bestimmt, ihm selbst eine Kindheit und Jugend in Armut, mit nur wenigen Jahren Schulbildung. Treffen will er Wilber und William nicht. „Du weißt nicht, was das für Leute sind“, sagte er zu Jorge. Sein vermeintlicher Bruder Jorge hingegen reagiert wie so oft völlig anders. Er ist am richtigen Ort bei seinen echten Eltern aufgewachsen und findet, dass jeder der vier einen Zwilling hinzugewonnen hat, ohne einen Bruder zu verlieren. Auf Facebook schreibt er: „Danke an das Leben und an Gott für meine beiden neuen Brüder Wilber und William.“

An das erste Treffen erinnern sich die vier, als wäre es gestern gewesen – dabei ist es in wenigen Tagen sechs Jahre her. Dann feiern die vier Einunddreißigjährigen „cumpleaños“, erzählen sie, ein Wortspiel aus den spanischen Wörtern für Geburtstag (cumpleaños) und Treffen (encuentro). Jorge und William hatten sich verabredet, Wilber kam mit. William zu sehen war ein intensives Gefühl, sagt Jorge. „Alle haben mir immer erzählt, dass ich komisch laufe“, sagt Jorge. „Aber erst als ich William gesehen habe, hab ich bemerkt, wie komisch: Mit den Füßen weit nach außen wie eine Ente.“ Noch intensiver aber war es für ihn, Wilber zu sehen, der Carlos wie aus dem Gesicht geschnitten ist. „Sich selbst sieht man ja nur frontal im Spiegel. Carlos aber sehe ich ständig aus allen Richtungen, beim Gehen, Reden, Gestikulieren. Und Wilber war einfach genau gleich.“ Die drei beschließen, zu Carlos zu fahren.

Der will erst die Tür nicht öffnen, lässt sich dann aber doch überreden. Wilber, Carlos' biologischer Zwillingenbruder, ist der letzte, der durch die Tür kommt. Carlos lacht nervös und vergräbt kurz sein Gesicht in den Händen, als er Wilber

sieht. Die vier unterhalten sich bis spät in die Nacht. Sie finden heraus, dass Carlos ohne seinen biologischen Zwillingenbruder Wilber wegen seiner schwachen Konstitution wenige Tage nach der Geburt von einem Provinzkrankenhaus auf dem Land in ein besseres Krankenhaus in Bogotá gebracht und dort wohl mit William vertauscht worden ist.

Die Ereignisse überschlagen sich, als William den Fall der vier Brüder ins Fernsehen bringt – zur Freude seines biologischen Zwillingen Jorge und zum Ärger der beiden anderen. Mit dem Fernseheteam fahren die vier gemeinsam aufs Land, in das Dorf La Paz im Bundesstaat Santander, wo William und Wilber aufgewachsen sind: eine arme, abgelegene Region, in der Rebellengruppen ihren Nachwuchs rekrutieren. Über den Fernsehbericht erfährt die amerikanische Psychologin Nancy Segal von der Geschichte und reist 2015 nach Kolumbien, um Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den echten und vermeintlichen Zwillingen zu untersuchen. Begleitet wird sie von einer kolumbianischen Psychologin und einer Reporterin vom „New York Times Magazine“. Segal, Professorin an der California State University in Fullerton, ist passionierte Zwillingenforscherin. Inwieweit unsere Neigungen, Talente und Einstellungen, unsere Intelligenz, politischen Einstellungen und Religiosität angeboren sind: Das fasziniert sie seit vielen Jahren.

Segal findet heraus: Die biologischen Zwillinge William und Jorge sind optimistisch, offen, meist gut gelaunt. Sie sind einander ähnlicher als ihren vermeintlichen Zwillingen Wilber und Carlos, mit denen sie aufgewachsen sind. Auch die biologischen Zwillinge Wilber und Carlos sind einander ähnlicher als ihren vermeintlichen Zwillingen. Sie haben nicht nur die gleichen dicken Lippen und die gleiche niedrige Stirn. Sie sind auch beide aufbrausender und zugleich ernsthafter als ihre vermeintlichen Zwillinge. Beide sind manchmal übellaulig und brauchen Zeit, um sich auf andere einzulassen. Sie haben ein besseres Rhythmusgefühl als William und Jorge und öfter mit Krankheiten zu kämpfen.

Selbst solche Aspekte der Persönlichkeit wie Phobien und Religiosität teilen die getrennt voneinander aufgewachsenen biologischen Zwillinge: William und Jorge sind religiöser als Wilber und Carlos. Wilber hat panische Angst vor Schlangen, sein biologischer Zwillingenbruder Carlos vor Mäusen – ihre vermeintlichen Brüder haben keine vergleichbaren Phobien. Tatsächlich zeigen Studien, dass Religiosität, Werte, Haltungen und auch Phobien genetisch beeinflusst sind; panische Angst vor Tieren sogar zu 37 Prozent.

Segal interessiert aber nicht nur das Verhältnis, die Gemeinsamkeiten und die Unterschiede zwischen den biologischen Zwillingenpaaren – Jorge und William sowie Wilber und Carlos – und den vermeintlichen Zwillingen – Jorge und Carlos sowie William und Wilber. Auch eine dritte Dimension fasziniert sie, wie sie am

Telefon erklärt: die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Jorge und Wilber sowie William und Carlos, die weder verwandt sind, noch miteinander aufgewachsen, aber quasi eine Kopie der vermeintlichen Zwillingenpaare darstellen. Haben die „Kopien“ miteinander aufgewachsen, ist das ein Argument für die Bedeutung einer geteilten Umwelt.

Und tatsächlich: Zwischen Carlos und William sowie Wilber und Jorge zeigen sich in Segals Untersuchungen die geringsten Gemeinsamkeiten.

So harmonisch die vier heute wirken, so schwer war die Zeit nach ihrem ersten Treffen. Die miteinander aufgewachsenen vermeintlichen Zwillinge Jorge und Carlos durchleben eine schwierige Phase, weil Carlos eifersüchtig auf das gute Verhältnis ist, das Jorge sofort zu seinem biologischen Zwillingenbruder William entwickelt hat. Dass es Jorge und Carlos sind, die von den beiden miteinander aufgewachsenen Paaren nach der Entdeckung der Verwechslung mehr Probleme haben, liegt wohl auch daran, dass es bei diesem Paar der ausgeglichene, optimistischere Zwilling ist, der in der richtigen Familie aufwuchs, und der grüblerischere, manchmal jähzornige, der in der falschen Familie aufwuchs. Um Carlos seine Loyalität zu versichern, lässt sich Jorge etwa sechs Wochen nach dem ersten Treffen mit seinem biologischen Zwilling Carlos' Gesicht auf die Brust tätowieren – neben das seiner Mutter.

Ein anderer Konflikt lässt sich nicht so leicht beilegen: der zwischen William und Carlos, also den beiden Männern, die als Säuglinge miteinander vertauscht wurden. William, der gerne länger als bis zum elften Lebensjahr zur Schule gegangen wäre und damit zu kämpfen hat, dass ihm dies wegen einer Verwechslung verwehrt war, macht es wütend, dass Carlos zunächst behauptet, er wäre sicherlich auch Wirtschaftsprüfer geworden, wenn er auf dem Land aufgewachsen wäre. Es ärgert ihn auch, dass Carlos beim Besuch auf dem Land im kolumbianischen Nordosten unterkühlt auf die herzliche Begrüßung seiner biologischen Familie reagiert.

William selbst ist zutiefst traurig darüber, dass seine biologischen Eltern beide schon verstorben sind. Er wünscht sich nichts sehnlicher, als sie in den Arm nehmen zu können. Carlos hingegen ist von der Situation überfordert. „Für die anderen war es merkwürdig, dass ich nicht gewohnt habe, als ich Anita getroffen habe“, sagt er heute. „Aber zum einen habe ich ja schon eine Mutter, und zum anderen war ich nervös wegen der Kameraleute.“ Seine biologische Mutter nennt er bis heute nicht Mama, dafür aber inzwischen Anita, das ist die Koseform von Ana.

Die biologischen Zwillinge hingegen nähern sich einander harmonischer an. Alle vier Männer haben ihrem biologischen Zwilling gegenüber direkt das Gefühl einer tiefen Vertrautheit, die keiner Worte bedarf, und die sie mit ihrem vermeintlichen Zwilling so nie empfinden haben. Fasziniert stellen sie Gemeinsamkeiten und Unterschiede fest: Die in der Stadt aufgewachsenen Männer sind im Verhältnis größer. William kann die anderen drei locker im Armrücken besiegen. Bald betrachten sich alle vier als Brüder.

Das ist es, was Nancy Segal jenseits ihres professionellen Interesses an den Kolumbianern begeistert: die natürliche



Jorge Enrique Bernal Castro, Ingenieur, mit Carlos in der Stadt groß geworden



William Cañas Velasco, Lokalpolitiker, mit Wilber auf dem Land groß geworden



Wilber Cañas Velasco, Fleischer, mit William auf dem Land groß geworden



Carlos Alberto Bernal Castro, Wirtschaftsprüfer, mit Jorge in der Stadt groß geworden

Anziehung zwischen den biologischen Zwillingen und der Umgang aller vier miteinander und mit ihrer neuen Lebensrealität. Manche Zwillinge, die in der falschen Familie aufwachsen, würden depressiv, erzählt Segal. Die vier Kolumbianer und die noch lebenden Eltern hingegen machten das Beste aus ihrer Situation. Selbst William und Carlos, die am Anfang ein schwieriges Verhältnis zueinander hatten, weil William sich durch Carlos um das bessere Leben gebracht hätte, verstehen sich inzwischen gut.

Segals Begeisterung für den Fall der vier hält deshalb an. Sie macht weitere Untersuchungen mit ihnen. Ihrem Buch „Accidental Brothers“ soll bald ein Dokumentarfilm folgen.

Welche Rückschlüsse lassen sich aus der Geschichte der vertauschten Zwillinge ziehen? Sind wir durch unsere Gene determiniert? Ist unsere Umgebung dagegen bedeutungslos? Nein, sagt Nancy Segal. „Die Gene sind wichtiger, als man lange dachte. Aber es ist immer ein Zusammenspiel aus Genen und Umwelt, und es kommt immer darauf an, wie sich ein Gen in der Umgebung entfalten kann.“ Tatsächlich sind die biologischen Zwillingenpaare nicht identisch: Im IQ-Test schneiden William und Wilber, die von ihrem abgelegenen Dorf eine Stunde zu Fuß zur

Schule marschieren mussten, verhältnismäßig schlechter ab als Jorge und Carlos. Ein für Segal überraschender Befund: Sie hätte es nicht gewundert, wenn die biologischen Zwillinge identische Ergebnisse gehabt hätten. Doch offenbar konnte sich Williams genetische Veranlagung in der Umgebung, in der er aufwuchs, nicht gut entfalten. William geht auch öfter in die Kirche als sein biologischer Zwilling – womöglich, weil es ihn tief bewegt hat, zu erfahren, dass er nicht bei seinen biologischen Eltern aufgewachsen ist.

Und während Jorge zunächst dachte, er und sein biologischer Zwilling hätten denselben Frauengeschmack, bemerkte er bald, dass die Frauen vom Land, zu denen sich William hingezogen fühlt, in seinen Augen zu naiv sind. Wilber reist weniger gerne als die anderen drei. Er hat zwar so viel Talent zum Tanzen wie sein biologischer Zwilling Carlos, aber nicht dessen Selbstvertrauen und Übung, weshalb er sich auf Partys oft zurückhält. Und eine Vierer-Wohngemeinschaft scheiterte an Carlos, dem seine Individualität wichtiger ist als seinen drei Brüdern.

All das sind Befunde, die im Einklang mit Ergebnissen von Zwillingenstudien stehen, die mit Hunderten Teilnehmern über lange Zeiträume stattfinden und insofern aussagekräftiger sind als der faszinierende, aber natürlich nicht repräsentative Fall der vier Kolumbianer. Solche

Zwillingenstudien vergleichen meist miteinander aufgewachsene eineiige und zweieiige Zwillinge. Weil eineiige Zwillinge 100 Prozent ihrer Gene teilen, zweieiige aber nur rund 50 Prozent der Gene, die zwischen Menschen unterschiedlich sein können, werden größere Gemeinsamkeiten der Eineiigen den Genen zugeschrieben. Diese Studien zeigen, dass es zwar kaum ein menschliches Merkmal gibt, das gar nicht genetisch beeinflusst ist. Während aber die Körpergröße zu 80 Prozent von den Genen abhängt, sind es bei politischen Einstellungen und Werten bloß um die 20 Prozent. Was außerdem oft untergeht, wenn von Prozenten die Rede ist: Ob nun das Gerechtigkeitsempfinden einer Person zu fünf oder 25 Prozent genetisch bedingt ist, lässt sich überhaupt nicht sagen. Die Prozentangaben beziehen sich ausschließlich darauf, wie viele der Unterschiede zwischen Individuen bei einem bestimmten Merkmal, etwa Body-Mass-Index oder Offenheit für neue Erfahrungen, mithilfe von Genen erklärt werden können. Hinzu kommt, dass „genetisch bedingt“ und „erblich“ nicht dasselbe bedeuten. Obwohl der IQ bis zu 75 Prozent erblich ist, sich Intelligenzunterschiede zwischen Menschen also zu diesem Anteil genetisch erklären lassen, bekommen Menschen mit hohem IQ nicht automatisch genauso intelligente Kinder – etwas, das Thilo Sarrazin immer wieder durcheinander bringt.

Und die Sache wird noch komplizierter, weil Gene und Umwelt auf komplexe Weise miteinander verwoben sind, wie Christian Kandler erklärt, Zwillingenforscher und Professor an der Universität Bremen. Ein Umwelteinfluss wie der, chronischem Stress ausgesetzt zu sein, sei auch von der genetischen Sensibilität gegenüber Stress abhängig. Umwelt und Gene liefern sich nicht addieren, sondern seien voneinander abhängig. Eineiige Zwillinge seien sich oft in den ersten beiden Lebensdekaden sehr ähnlich. Dann studierten sie womöglich in verschiedenen Städten, verliebten sich in verschiedene Menschen, die sie wiederum prägen – und ähnelten sich mit 40 weniger als mit 15.

Die vier Kolumbianer haben viel über die Macht der Umwelt und die der Gene nachgedacht, angeregt von den Fragen Nancy Segals. Wie anders wären sie heute, hätten sie ihre Kindheit mit ihrem jeweiligen biologischen Zwillingenbruder an einem anderen Ort verbracht? Irgendwann haben sie aufgehört, sich diese Fragen zu stellen. Sie konzentrieren sich nun auf andere Dinge. Jorge ist zum Sprachrohr der vier Brüder geworden und trägt ihre Geschichte in die Welt. Er ist inzwischen verheiratet und hat eine Familie. Carlos widmet sich weiter seiner Karriere als Wirtschaftsprüfer, auf die er umso stolzer ist, seit er weiß, dass seine biologischen Eltern kaum lesen und schreiben können. Wilber managt inzwischen die Fleischerei, in der alles seinen Anfang nahm.

William hat die Begegnung mit seinem biologischen Zwillingenbruder Jorge Selbstvertrauen verliehen. Er hat die Fleischerei verlassen, ist kurz davor, einen Abschluss in Jura zu machen und ist in seinem Heimatort Lokalpolitiker geworden. Außerdem ist William Vater eines Jungen geworden. Als Taufpate hat er ausgerechnet Carlos ausgewählt, mit dem er bei der Geburt vertauscht wurde. Was für Psychologen ein faszinierendes Experiment ist, das ist für die vier Brüder zugleich viel mehr und viel weniger als das: ihr Leben. ◀

* Jorge: biologischer Zwilling von William, mit Carlos in Bogotá bei den richtigen Eltern aufgewachsen

* Wilber: biologischer Zwilling von Carlos, mit William in La Paz bei den richtigen Eltern aufgewachsen

* William: biologischer Zwilling von Jorge, mit Wilber in La Paz bei den falschen Eltern aufgewachsen

* Carlos: biologischer Zwilling von Wilber, mit Jorge in Bogotá bei den falschen Eltern aufgewachsen

Frau van Santen, gehört Eifersucht zur Liebe dazu?

Ich gehe so weit zu sagen: Liebe ohne Eifersucht gibt es nicht. Wenn der Beziehungsstatus gefährdet sein könnte durch eine andere Person, dann reagiert man eifersüchtig. 98 Prozent der Menschen kennen das Gefühl. Schon sechs Monate alte Babys reagieren eifersüchtig, wenn sich ihre Mutter mit einer Puppe beschäftigt.

Wie funktionieren dann offene Beziehungen?

Da wird die Eifersucht eingebaut und kontrolliert genutzt, um die Beziehung aufrechtzuerhalten, interessant zu gestalten. Ähnlich ist es bei Swingerclubs: Da wirkt die Eifersucht stimulierend, weckt das Begehren wieder. Das kann funktionieren, kippt aber oft irgendwann. Dann heißt es: Du bist zu mir nie so zärtlich, schau mich nie so an wie diese andere Person.

Wie fühlt sich das an: krankhaft eifersüchtig zu sein?

Dabei setzt ein rauschhafter Erregungszustand im Gehirn ein. Die Botenstoffe Adrenalin, Noradrenalin, Dopamin und Serotonin feuern wild durcheinander und sind in einer Dysbalance. Das kann man sich so vorstellen, als wäre man einem Verkehrsunfall ganz knapp entgangen und säße zitternd, mit rasendem Herzen und Atemnot, im Auto, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Und wie ist es für den Partner oder die Partnerin, mit diesem Eifersuchtsrausch konfrontiert zu werden?

Da sind wir gleich bei der ersten Problematik. Denn der Partner empfindet die Anschuldigungen und Verhöre oft als beängstigend und verrückt und sagt das auch so: „Du tickst doch nicht ganz richtig, du gehörst in die Klappe!“ Diese Ablehnung verschlimmert den Zustand.

Wel dann Verlustängste entstehen?

Genau. Die Angst des Eifersüchtigen ist es ja, verlassen zu werden. Wenn dann der Partner sagt: „Du spinnst doch, das tu ich mir nicht an“, und weggeht, dann wird genau diese Angst verstärkt. Das ist ein Teufelskreis. Hinzu kommt: Wenn diese Eifersuchtsanfälle sich wiederholen, auch im Freundeskreis und der Familie, dann wird die Ablehnung noch schlimmer, weil sich das Umfeld natürlich auf die Seite des zu Unrecht Beschuldigten stellt. Der oder die Eifersüchtige steht dann ganz allein da.

Was wäre denn die richtige Reaktion?

Den Partner fest in den Arm zu nehmen, ihm oder ihr in die Augen zu schauen und in Endlosschleife zu wiederholen: „Ich liebe dich, niemand anders ist mir so wichtig, du kannst mir vertrauen.“ Das hilft ganz immens.

Von wann an wird Eifersucht krankhaft?

Ein Hauptmerkmal ist das Checking: wenn Mails und Handys kontrolliert werden, teils auch Kleidung. Oder wenn Tracking-Apps zum Einsatz kommen, mit denen die Wege des Partners kontrolliert werden. Und natürlich wird es auch krankhaft, wenn zu unrecht beschuldigt wird. Der Partner hat nichts getan, aber es wird ihm oder ihr unterstellt, etwas getan zu haben oder es vorzuziehen, in jemand anderen verliebt zu sein und so weiter.

Ist diese Grenze leicht zu ziehen? Wenn ein Paar mit Freunden isst, und danach ist einer der Meinung, seine Freundin habe besonders oft über die Witze eines anderen Manns gelacht, sie selbst streitet das aber ab: Wäre das grundlos?

Wenn jemand angeflirtet wird, über bestimmte Witze häufig gelacht wird: Dann ist das reaktiv. Da gehen Warnsignale an, das ist noch lange nicht krankhaft. Bei der krankhaften Eifersucht wird etwas unterstellt, was wirklich gar nicht vorhanden ist, etwa heimlich in den Chef verliebt zu sein. Insofern ist die Grenze zwischen allen drei Formen der Eifersucht schon leicht zu ziehen.

Drei Formen?

Die reaktive Eifersucht ist ganz normal, keine Krankheit, sie gehört zur Grundausstattung des Menschen. Die dritte Form – neben der krankhaften – ist der Eifersuchts-wahn, der ist aber sehr selten. Da liegen meist hirn-organische Störungen zugrunde, etwa bei Parkinson und Alzheimer oder nach Unfällen, bei denen bestimmte Hirnregionen zerstört wurden. Diese Menschen kommen nicht zu mir, denn wer im Wahn ist, kommt von diesem Trip gar nicht mehr runter. Der krankhaft Eifersüchtige

„Liebe ohne Eifersucht gibt es nicht“

Beziehungs-Coach Daniela van Santen über reaktive und krankhafte Eifersucht

hingegen schämt sich, wenn der rauschhafte Zustand vorbei ist. Beim kleinsten Anlass kann es dann aber gleich wieder losgehen. Da wird dann der Frau unterstellt, sie habe was mit der besten Freundin, weil sie der Kuss-Emojis schickt.

Welche Menschen neigen zu krankhafter Eifersucht?

Menschen mit anderen Erkrankungen. Die krankhafte Eifersucht ist als Begleiterscheinung bei Depressionen, Psychosen, Angststörungen, Alkohol- und Drogensucht, geringgradiger Impotenz, bei ungleichen Paarkonstellationen und bei latenter Homosexualität besonders verbreitet.

Latente Homosexualität? Das müssen Sie erklären.

Wenn ein Mann unausgesprochene Phantasien hat, mit einem anderen Mann Sex zu haben, sich aber nicht traut, das auszusprechen, dann unterstellt er oft seiner Partnerin, sie habe diese Träume. Umgekehrt funktioniert das auch, also dass eine Frau von Sex mit Frauen träumt. Was auch in diese Richtung geht: Bei Menschen, die selbst noch an jemand anderen denken oder heimlich in jemand anderen verliebt sind, entsteht oft krankhafte Eifersucht, weil sie von sich auf den Partner schließen. Ich nenne das die Leiche im Keller. Erst neulich hatte ich einen solchen Fall. Da habe ich dringend geraten, den Kontakt zu der anderen Person abzubrechen oder auf ein minimales Maß wie Geburtstagsglückwünsche und Weihnachtsgrüße zu reduzieren. Und das hat dann auch tatsächlich geholfen.



Daniela van Santen ließ sich nach dem Psychologie-Studium zum Coach ausbilden. Sie hat eine Praxis in Hamburg.

Und wie sieht es mit Depressionen, Alkohol und ungleichen Paarkonstellationen aus?

Wenn die krankhafte Eifersucht eine Begleiterscheinung von Alkoholsucht oder Depressionen ist, schicke ich die betreffende Person erst mal zum Psychiater, zum Hormonspezialisten oder zum Entzug. Dann verschwindet die krankhafte Eifersucht manchmal schon von alleine. Bei ungleichen Paarkonstellationen geht es oft in Richtung geringes Selbstwertgefühl, Selbstzweifel, Verlustängste. Wenn etwa ein großer Altersunterschied da ist, ein älterer Mann mit einer jungen, attraktiven Frau zusammen ist und überall jüngere Konkurrenz sieht, kann daraus eine krankhafte Eifersucht erwachsen.

Wie läuft Ihr Coaching dann ab?

Ich erkläre den Partnern: nicht schimpfen, nicht ablehnen, nicht klein machen. Sondern versuchen zu verstehen: Was passiert bei dir? Wie kann ich dir helfen? Eine sehr erfolgreiche Methode bei mir: die Menschen aus dem Rausch rauskriegen oder ihn sogar vorher abwenden. Da gibt es verschiedene Techniken, mit denen Eifersüchtige lernen können, sich abzulenken.

Und Sie können die Menschen von der Eifersucht heilen?

Ich mag das Wort geheilt nicht, weil es so klingt, als wäre Eifersucht generell etwas Krankhaftes. Das ist sie nicht: Sie gehört zum Leben und zur Liebe dazu. Auch krankhafte Eifersucht ist nicht heilbar, aber man kann lernen, sie in den Griff zu kriegen. Um ein Beispiel zu geben: Wenn eine junge Frau sich klein und unwichtig fühlt, und der Partner ist eloquent und souverän, dann findet sie das womöglich erst toll, himmelt ihn an, aber entwickelt später vielleicht eine krankhafte Eifersucht. Im Coaching kann sie sich selbst weiterentwickeln, herausfinden, warum sie so große Selbstzweifel und Verlustängste hat, daran arbeiten und es verändern.

Wer meldet sich zuerst bei Ihnen? Die Eifersüchtigen selbst?

Meistens ruft der Partner an. Den frage ich dann, ob der oder die Eifersüchtige gewillt ist zu einem gesonderten Termin zu mir zu kommen. Sie kommen erst mal beide einzeln, nach einigen Sitzungen dann gegebenenfalls zusammen. Wenn der Betroffene nicht mitkommen will, habe ich kaum eine Chance. Da kann ich manchmal nur zur Trennung raten. Das sind dann sehr traurige, schwere Gespräche. Aber wo Einsicht da ist, jemand Eifersüchtiges seine Beziehung retten will, habe ich es bisher immer geschafft, die Lage extrem zu verbessern.

Sind Männer und Frauen gleich häufig von Eifersucht betroffen? Wie unterscheidet sich ihre Eifersucht?

Zu mir kommen ungefähr gleich viele Männer und Frauen. Bei Männern geht es häufig um Besitzdenken, das ist bei Frauen seltener. Früher hat man vieles evolutionsbiologisch begründet. Aber das gilt heute in großen Teilen als widerlegt. Etwa, dass Männer eher eifersüchtig auf körperliche und Frauen auf emotionale Untreue reagieren, weil Männer Angst haben, ihnen könne ein fremdes Kind untergejubelt werden, und Frauen fürchten, den Versorger zu verlieren. Auch Männer empfinden emotionale Untreue als extrem schmerzlich. In der heutigen Zeit spielen Vertrauen und emotionale Bindung eine größere Rolle als evolutionäre Faktoren.

Frauen und Männer erleben Eifersucht also gleich?

Der größte Unterschied besteht darin, wie sich die Eifersucht ausdrückt. Frauen leiden nach innen, Männer nach außen. Frauen weinen, schreien höchstens mal und schämen sich hinterher sehr. Deshalb wissen oftmals noch nicht mal beste Freundinnen davon. Männer hingegen reagieren oft körperlich aggressiv, attackieren Gegenstände und gehen im schlimmsten Fall auf die Partnerin los.

Coachen Sie denn auch Männer, die Ihre Frauen schlagen oder Frauen, die verprügelt werden?

Nein. Da bin ich raus. Ich will dann weder den Mann coachen, noch mit der Frau Strategien entwickeln, damit umzugehen. Stattdessen rate ich der Frau, sich dringend zu trennen und helfe ihr gegebenenfalls auch dabei. Wenn sie es nicht schafft, sich zu trennen, dann rate ich ihr, eine Psychotherapie zu machen. Das ist dann kein Fall mehr für Coaching.

Die Fragen stellte Leonie Feuerbach.

Eine Schwere auf der Brust, ein Kloß im Hals, das Gefühl, in einer Sackgasse festzustecken. So empfand Lina ihre Eifersucht. Dabei hatte es so schön angefangen: Lina, das Landei, war mit 18 Jahren in die Großstadt gezogen und hatte den sechs Jahre älteren Max kennengelernt. Er wirkte erfahren, genießhaft und künstlerisch, dabei irgendwie gebrochen, geheimnisvoll und unnahbar. Bei ihr aber ließ er Nähe zu – und sie fühlte sich auserwählt. Abends gingen sie zusammen in Bars. Dort kannten die Leute Max, das fand Lina beeindruckend. Sie fühlte sich eher als Anhängsel denn als Begleitung auf Augenhöhe, aber es störte sie nicht.

Bald aber merkte Lina, die wie Max eigentlich anders heißt, dass ihre Beziehung sie eher traurig als glücklich machte. Sie war nur am Wochenende in der Stadt und unter der Woche zum Studium in einer benachbarten Kleinstadt. Was, wenn er in ihrer Abwesenheit eine Frau kennenlernte, die immer da war? Mit der er besser reden konnte? Die kleinsten Anlässe genügten, und Linas Herz raste vor Eifersucht. Etwa, wenn Max in seiner begeisterten Art davon erzählte, wie cool oder sympathisch er eine andere Frau fand. Wenn er zum „Männerabend“ loszog, bei dem dann doch eine Frau dazustieß. Dann plöpte nachts eine Nachricht auf seinem Handy auf: „Schön war’s heute Abend!“ Absender: Julia. Lina fühlte sich verraten. Wenn Max oder einer seiner Freunde danach Julia erwähnte, war der Tag für Lina gelaufen.

Wegen ihrer Eifersucht stritten die beiden viel. Um die Wochenenden nicht zu verderben, schluckte Lina ihre Angst und Wut oft herunter. Statt ihn zu konfrontieren, schloss sie sich im Bad ein, um zu weinen. Oder lag neben ihm im Bett und tat so, als wäre nichts, während ihr ganzer Körper angespannt war vor Eifersucht. Gleich am Anfang der Beziehung nahm Lina vor Kummer zehn Kilo ab. Sie geriet immer tiefer in den Strudel der Eifersucht. Denn die Streits, die sie wegen Julia und anderen Frauen hatten, verunsicherten Lina noch mehr. Würden sie Max vertreiben, hin zu einer entspannteren Frau? Einer, mit der er sie vielleicht nicht mal betrügen würde, aber mit der er sich besser verstehen würde? Die näher an ihn rankäme?

Gefangen in einer Sackgasse

Die kleinsten Anlässe genügen, und Linas Herz rast vor Eifersucht.

Von Leonie Feuerbach

Lina grübelte. Schrieb Listen. Dröselte Max’ Vorwürfe auf. Wenn er ihr sagte, dass er sich eingeengt fühlte, dann musste sie ihm wohl mehr Freiraum geben. Entspannter werden. Das aufzuschreiben war leicht, es umzusetzen unmöglich. Je mehr Lina Max kontrollieren, über seine Zeit verfügen wollte, umso mehr entzog er sich ihr.

Die Wochenenden verliefen nach dem immer gleichen Muster: Sie machte ihm Vorwürfe, er wurde wütend, haute ab, um den Frust über den Streit mit seinen Kumpels in Bier und Schnaps zu ertränken, am Sonntag folgte die Versöhnung erst kurz vor Linas Abreise. Nach zweieinhalb Jahren aber lief es einmal anders ab.

Die beiden hatten freitags Streit, er verließ die Wohnung. Statt weinend zu Hause auf ihn zu warten und Listen zu schreiben mit Dingen, die sie an sich selbst ändern müsste, um gut genug zu sein, ging auch sie. Und fuhr zurück in die Kleinstadt. Früher, sagt Lina, wäre das „ein No-go“ gewesen, quasi „anatomisch unmöglich“.

Was war geschehen? Lina hatte zuvor viel nachgedacht, aber keine Listen mehr geschrieben. Stattdessen las sie Ratgeber, hörte Podcasts, sprach oft mit ihren neuen Freunden aus der Kleinstadt. Sie versuchte, sich selbst zu betrachten, außerhalb ihrer Beziehung: Was macht mich aus? Was sind meine Werte und Ziele? Übertrag sie ein Muster, das sie schon früh in der Schule, im Sport und im Verhältnis zu ihrer Schwester erlernt hatte, auf ihre Beziehung: die Vorstellung, besser sein zu müssen als alle anderen, um gut genug zu sein?

Seit dem Tag, an dem sie seine Wohnung verließ, sind zweieinhalb Jahre vergangen. Lina weiß inzwischen, dass sie ihr Selbstwertgefühl nicht allein daraus ziehen kann, von einem Mann begehrt zu werden. Denn dann verschwindet es, sobald er seine Aufmerksamkeit anderen widmet. Das war mit Max oft der Fall, denn er sonnte sich gern in der Bewunderung anderer, wie Lina sagt, etwa der seiner Kumpels. „Man sagt schnell über jemanden, er sei ein Narzisst“, sagt Lina, „aber ich glaube, auf ihn trifft das zu.“ Dass der Streit immer pünktlich vor der Safttour eskalierte, erscheint ihr heute wie eine Masche.

Daniela van Santen, die in Hamburg eine Eifersuchts-Sprechstunde betreibt, kennt solche Fälle (siehe Interview links). Sie sagt, manche Männer werteten ihr eigenes geringes Selbstwertgefühl dadurch auf, dass eine schöne Frau leide und weine aus Angst, sie zu verlieren. „Eine selbstbewusste Frau lässt das nicht mit sich machen, die sieht, dass das Problem bei ihm liegt und nicht bei ihr“, sagt van Santen. „Aber wenn die Frau noch sehr jung ist und wenig Beziehungserfahrung hat, dann passiert das manchmal. Dann schaffen diese Männer es auch, die Frau und ihr Umfeld glauben zu machen, es sei ihr Problem.“ Oft brauche es den Blick von Unbeteiligten, die der Betroffenen die Augen öffnen. In Linas Fall waren es ihre neuen Freunde aus dem Studium, die das übernahmen. Vor ein paar Monaten hat sie sich von Max getrennt. Sie hat das Gefühl, in den vergangenen Jahren erwachsen geworden zu sein, selbstsicher und unabhängig, während er derselbe geblieben ist. Lina glaubt, dass Eifersucht in künftigen Beziehungen kein großes Problem mehr sein wird. ◀



Freistil

Der neue AIRY TRUE WIRELESS

Gute Musik verdient guten Sound – und das zu jeder Gelegenheit. Der AIRY True Wireless begleitet dich mit legendärem Teufel Sound den ganzen Tag lang. Denn samt dazugehörigen Ladcage schafft er eine Laufzeit von mehr als 25 Stunden. Auf welchen Musikstil fährst du ab? teufel.de/airy-true-wireless

Teufel



Ihr Weg: Gemma Chan ist Juristin und entschied sich spät für die Schauspielerei. Jetzt ist die Modemarke Max Mara auf sie aufmerksam geworden.

An diesem milden Februartag ist die Welt noch in Ordnung. Die Sonne scheint, die Tauben auf dem Mailänder Domplatz flattern über die Menschen hinweg, die in Grüppchen vor der imposanten Kathedrale stehen und ihre Selfies machen. Keiner ahnt, dass ein paar Tage später an diesem Ort Totenstille herrschen und die Corona-Epidemie ganz Italien lähmen wird. Auch Gemma Chan nicht, sie sitzt in einer Suite in einem Luxushotel nicht weit vom Domplatz und lächelt. Die britische Schauspielerinnen ist bei der Mailänder Modewoche ein Ehrengast von Max Mara. An diesem Morgen saß sie bei der Schau in der ersten Reihe, und man hätte sie gut und gerne für ein Model halten können.

Das ist einer der Gründe, warum Max Mara auf sie aufmerksam wurde. Mit ihren ebenmäßigen Gesichtszügen, den hohen Wangenknochen und dem porzellanhaften Teint wirkt sie nahezu perfekt, aber nicht wie jemand, der stundenlang beim Stylisten gesessen hat und darum bemüht ist, schön auszusehen. Sie hat eine natürliche Eleganz und ist ausgesucht höflich. Zur Begrüßung reicht sie die Hand. Wie es sich gehört, beginnt sie erst einmal von Max Mara zu schwärmen. „Es war eine phantastische Schau. Es gab so viele Teile, die ich gerne tragen würde, besonders die Mäntel, die gut zu dem Wetter in London passen würden.“

Für Max Mara ist sie aber mehr als ein hübsches Gesicht in der Front Row. In diesem Jahr ist sie die Preisträgerin des „Women In Film Max Mara Face of the Future Award“. Ein langer Name für einen Preis, der, kurz gesagt, Frauen fördert, die in der Filmbranche dabei sind durchzustarten. Das ist bei Gemma Chan zweifellos der Fall. Die Britin schickt sich an, Hollywood zu erobern.

Es liegt einerseits nicht unbedingt nahe, dass eine italienische Marke Schauspielerinnen ehrt, die vornehmlich in Hollywood arbeiten. Andererseits sind Mode und Film seit jeher so eng miteinander verwoben wie der Stoff, aus dem die berühmten Kamelhaar-Mäntel von Max Mara sind. Filme profitierten von der Mode, weil manch ein Werk erst mit den Kostümen Kultstatus bekam. Andersherum gibt es für die Mode keine bessere Werbung als den roten Teppich, auf dem die Schauspielerinnen bei Premieren oder Preisverleihungen ihre Kleider präsentieren. Max Mara hat mehrere erfolgreiche Kampagnen mit Hollywood-Stars wie Jennifer Garner und Amy Adams gestartet. Seit 2006 verleiht die Marke, die ihren Sitz im norditalienischen Reggio Emilia hat und eines der erfolgreichsten Familienunternehmen in der Modewelt ist, bei der Gala „Women in Film“ in Hollywood diesen Preis.

Und warum Gemma Chan? Sie stehe für Werte, die auch Max Mara ausmachen: Stil, Eleganz und Modernität, sagt Nicola Gerber Maramotti, Vertriebs-Chefin von Max Mara und mit dem Sohn des Firmengründers verheiratet. „Sie hat eine mühelose Eleganz, die hat man, oder man hat sie nicht“, ergänzt sie im Gespräch am Telefon. Aber gutes Aussehen alleine reicht nicht, um als Preisträgerin in Frage zu kommen. Sie müssten auch an einem

ROLLE VORWÄRTS

Die britische Schauspielerin Gemma Chan ist gerade dabei, Hollywood zu erobern. Dabei helfen könnten ihr der Wandel in der Filmbranche – und die Mode. *Von Anke Schipp*

Wendepunkt in ihrer Karriere stehen, sagt Gerber Maramotti. Bei Gemma Chan sei zudem die Energie ausschlaggebend gewesen, mit der sie sich ihren Lebensraum erfüllte und Schauspielerin wurde.

Tatsächlich war der Weg für Gemma Chan nicht leicht. Als Tochter eines Ingenieurs aus Hongkong und einer Apothekerin, deren Eltern aus China stammten, wurde sie in London geboren und wuchs in der Grafschaft Kent auf. Den Eltern war die gute Ausbildung der Kinder wichtig, da sie selbst aus armen Verhältnissen stammten und sich als Immigrantinnen etwas aufgebaut hatten. Zunächst lief alles nach Plan. Nach dem Abitur studierte Chan in Oxford Jura und begann nach dem Abschluss das Referendariat in einer internationalen Kanzlei in London. Doch in der angehenden Rechtsanwältin wuchs schon lange ein anderer Berufswunsch.

Als Mädchen hatte sie immer wieder Theater gespielt. Schon wegen ihrer Eltern habe sie sich jedoch lange nicht getraut, eine Karriere in der Unterhaltungsbranche auch nur in Erwägung zu ziehen, erzählt sie im Interview. „Ich merkte aber immer mehr, dass ich nicht als Juristin arbeiten wollte.“ Also riskierte sie es und begann ein Studium am renommierten Drama Centre London, wo auch Emilia Clarke und Colin Firth studiert hatten. „Es kam mir sofort sehr natürlich vor.“ Für ihre Eltern sei es allerdings ein Schock gewesen, sagt sie – und schiebt schnell nach, als wollte sie nichts Schlechtes über sie sagen: „Aber jetzt unterstützen sie mich sehr.“

Das Risiko, das die junge Britin damals einging, hat sich gelohnt. Auch wenn sie ihren Erfolg bis heute nicht so recht glauben kann. „Als ich vor zwölf Jahren mit der Schauspielerei begann, hätte ich nie gedacht, einmal solch einen Preis zu gewinnen. Um ehrlich zu sein, wusste ich damals überhaupt nicht, ob ich jemals von der Schauspielerei würde leben können.“

Sie kann es. Mit 37 Jahren ist sie gut im Geschäft. Zuletzt war sie in den Filmen



Initiatorin des Preises: Nicola Gerber Maramotti

„Maria Stuart, Königin von Schottland“ und „Captain Marvel“ zu sehen. Demnächst kommt „Let them all talk“ in die Kinos, ein Film von Steven Soderbergh, in dem Chan an der Seite von Meryl Streep spielt. Große Beachtung fand auch ihre Rolle in „Crazy Rich Asians“, einem Kultfilm, in dem ausschließlich asiatischstämmige Schauspieler mitwirkten; in den Vereinigten Staaten erreichte er den ersten Platz der Kinocharts. Ihre Eltern sollen bei der Premiere geweint haben.

Wie wichtig es ist, Frauen in der Filmbranche zu unterstützen, hat Max Mara früh erkannt. Als der Preis 2006 zum ersten Mal verliehen wurde, gab es noch keine MeToo-Bewegung, Harvey Weinstein gehörte noch zu den einflussreichsten Produzenten Hollywoods, und die Diskussion um die ungleiche Bezahlung – den Gender Pay Gap – bei Hollywood-Stars kam gerade erst in Gang. Seitdem hat sich viel verändert, Frauen gewinnen an Macht in der Branche. Es gehe bei dem Preis auch darum, dass sich Frauen gegenseitig unterstützten, sagt Gerber Maramotti. Deshalb sei es mehr als eine Preisverleihung. Wichtiger noch sei das Netzwerk, das sie über die Jahre aufgebaut hätten. So hält Gerber Maramotti, die aus Deutschland stammt und seit fast 30 Jahren in Italien lebt, den Kontakt zu allen ehemaligen Preisträgerinnen, zu denen Emily Blunt, Zoe Saldana und Elizabeth Banks gehören. Die Verleihung diene vor allem dazu, das Netzwerk auszubauen.

Gemma Chan ist auch in anderer Hinsicht die passende Preisträgerin für diese Zeit. Als Schauspielerin mit asiatischen Wurzeln steht sie für Vielfalt. Diversity ist ein Thema, das sowohl in der Mode – als auch in der Filmbranche immer wichtiger wird. Für Max Mara ist es dennoch kein Trendthema, auf das man sich jetzt werbewirksam setzen sollte. „Wir waren schon immer auf Vielfalt bedacht, das steht für unsere Werte“, sagt Gerber Maramotti. Schon vor drei Jahren etwa lief in einer ihrer Schauen in Mailand das Model Halima Aden, das Hijab trägt.

In Hollywood sieht es etwas anders aus. Viele vermissen dort noch echte Vielfalt. Vier Jahre ist es her, dass mit dem Hashtag #OscarsSoWhite gegen mangelnde Diversität und die übermäßige Präsenz weißer Männer beim wichtigsten aller Filmpreise protestiert wurde. Trotzdem war bei der diesjährigen Oscar-Verleihung wieder nur eine schwarze Schauspielerin nominiert. Ist Diversität ein Thema für Gemma Chan?

„Ich denke, es ist ein laufender Prozess. Es gibt einige wichtige Meilensteine, mit denen wir vorangekommen sind. Aber wir wollen einen langfristigen Wandel, deshalb denke ich, dass es noch einiges zu tun gibt.“

Sie selbst musste darum kämpfen, dass ihre asiatische Herkunft nicht zum Hindernis wird. Als sie ihre Karriere begann, gab es weder im britischen Fernsehen noch im Film besonders viele Rollen für asiatische Schauspieler. Auf der Schauspielschule riet man ihr dazu, in die Vereinigten Staaten zu ziehen, weil es dort mehr Möglichkeiten gebe. Das aber wollte Chan nicht und bewies, dass es doch funktionierte. Ihre Karriere startete sie schließlich im britischen Fernsehen mit der erfolgreichen Serie „Humans“, in der sie einen Roboter spielte. Fühlt sie sich als Britin, Asiatin oder Europäerin? „Für mich ist Identität etwas Vielfältiges. Sie besteht aus vielen Dingen, und man kann auch viele Dinge zur gleichen Zeit sein. Ich bin stolz auf meine Herkunft. Man muss es feiern, dass wir alle miteinander verbunden sind.“

Und wie ist es für sie, die sich mal als eher schüchtern bezeichnet hat, auf dem roten Teppich zu stehen? Einem der exponiertesten Orte, die es gibt, weil in Echtzeit die Fotos vom Auftritt übermittleit werden und sich keine Schauspielerinnen einen Fauxpas leisten kann? Chan denkt kurz nach. „Natürlich ist es auch ein Druck, immer genau darauf zu schauen, was man auf dem roten Teppich trägt. Es kann eine Weile dauern, bis man sich damit wohlfühlt und seinen eigenen Red-Carpet-Style findet.“ Sie liebe Mode, sagt sie, und Mode sei ein wichtiger Baustein für ihren Erfolg. „Die Kostüme sind für mich oft ein Weg, um in den Charakter zu finden. Wenn du in einem richtigen Paar Schuhe bist, ändert es die Art, wie du gehst.“

Besonders stolz ist sie darauf, dass sie zusammen mit 15 anderen Frauen auf dem Titel der September-Ausgabe der britischen „Vogue“ im vergangenen Jahr war, in dem Heft, das die damals noch in England lebende Herzogin von Sussex herausgab. „Forces for Change“ stand auf dem Cover, es ging um Frauen, die die Gesellschaft verändern, unter ihnen Greta Thunberg und die neuseeländische Premierministerin Jacinda Ardern. Auch hier war Chan erst einmal überrascht, warum ausgerechnet sie gefragt wurde, an der Seite von „so vielen unglaublichen Frauen“ abgebildet zu werden. Man ahnt, dass es ihr immer etwas unangenehm ist, im Mittelpunkt zu stehen. Deshalb schiebt sie schnell nach: „Ich versuche, meine Plattform für sinnvolle Dinge zu nutzen und hoffe, mehr Dinge vermitteln zu können als nur meine Arbeit als Schauspielerin.“ Bei der Promotion-Tour zu „Crazy Rich Asians“ trug sie ausschließlich Kleider von asiatischen Designern. „So konnte ich Talente unterstützen und ein Statement über die Mode hinaus abgeben.“

Es wäre interessant gewesen, wie die Britin ihren Auftritt bei der Preisverleihung genutzt hätte. Im Juni wäre der Award in Los Angeles verliehen worden, mit Galadiner im Hotel Chateau Marmont. Aber Corona kam dazwischen und lähmte die Filmbranche. Die Verleihung fand virtuell statt. Aber die große Bühne braucht Gemma Chan ohnehin nicht mehr. ◀



Das Wort *chaussures* verwendet Christian Louboutin nur ungern für seine Schuh-Kreationen. *Souliers* nennt er sie – eine Bezeichnung, die auf die französische Tradition der vornehmen Schuhmacherei verweist und im Wort die Noblesse der Träger sowie des Handwerks mitschwingen lässt. Ein Soulier schmiegt sich an den Fuß und wird gewissermaßen Teil des Körpers, während ein bloßer Schuh banale Zweckmäßigkeit suggeriert. Der Rest der Welt sagt längst einfach *Louboutins*, denn die hochhackigen Laufkunstwerke aus Paris, die Anfang der neunziger Jahre von Madonna oder Caroline von Monaco entdeckt und über Hochglanzmagazine bekannt wurden, sind mehr als außergewöhnlich entworfene Schuhe. Kaum eine Ausgabe der „Vogue“ ohne Beinsilhouetten, die in Louboutins enden.

Diese Absätze sichern Christian Louboutin seinen Absatz. Der Schuhmacher, der 1963 oder 1964 in Paris geboren wurde, macht seit seinen Berufsanfängen schnelle Schritte: 1991 gründete er seine Boutique an der Rue Jean-Jacques Rousseau, mittlerweile sind 160 weitere Geschäfte hinzugekommen. Die Kosten für ein Paar sind hoch dreistellig, oft vierstellig. Sie kleiden die Füße der Reichen und Schönen von Melania Trump bis Uma

SCHUH MAL AN

Die Ausstellung „L'Exhibitioniste“ in Paris führt paarweise in die Welt von Christian Louboutin ein.

Von Bettina Wohlfarth, Fotos Eva Maria Lopez

Thurman. Manche von ihnen mögen sie nicht mal im Jenseits ablegen: Aretha Franklin wurde mit feuerroten Louboutins in einem goldenen Sarg zu Grabe getragen.

„L'Exhibitioniste“ heißt die Ausstellung, die von Christian Louboutin selbst, gemeinsam mit dem Kurator Olivier Gabet, im Pariser Palais de la Porte Dorée

in Szene gesetzt wurde. Sie folgt den Spuren seiner Schuhe. Wie der zweideutige Titel sagt, soll die Ausstellung mehr sein als eine retrospektive *exhibition*, auch wenn immerhin 350 Modelle aufwendig wie kostbare Skulpturen ausgestellt werden. Die umfangreiche Schau ist persönlich, bewusst egozentrisch und insofern

auch exhibitionistisch. Denn Christian Louboutin führt den Besucher in das eklektische Reich seiner Ideen und Inspirationen. Sie kommen aus der Geschichte, von Reisen und anderen Kulturen, aus Kunst und Kunsthandwerk, Theater, Tanz und Film. Dabei hat er das Talent eines Zaubermeisters, der die perfekte Linie seiner *souliers* hier mit einer Blüte krönt, dort mit Kristallen, Federn, Stickeren oder Aufsätzen aller Art vollendet und dazu phantastische Absatz-Varianten kreiert.

Vom ersten Raum an, der unumgänglich in Rot getaucht ist, betritt man Louboutins Welt wie ein Labyrinth der Kreativität. Die faszinierende Reise führt in eine Wunderkammer, in deren Mitte ein riesiger kristallener Escarpin unter einem Baldachin thront, in ein bhutanisches Theater, zu Entwürfen für David Lynchs Schuhfetischismus oder in die witzig verfilmte Werkstatt eines Schuhdesigners. Die Ausstellung endet in einem imaginären Museum mit Werken, die den Designer beeindruckt haben oder in seiner privaten Sammlung begleiten. Direkt oder indirekt stehen sie am Ursprung seiner Modelle.

Zu jeder Welt gehört ein Gründungsmythos – im Reich der Louboutins gibt es gleich zwei. Der erste fängt dort an, wo die Ausstellung stattfindet. In seiner Jugend lebte Christian Louboutin gleich

neben dem Palais de la Porte Dorée, einem Meisterwerk des Art déco, das 1931 zur internationalen Kolonialausstellung erbaut wurde. Regelmäßig besuchte er das tropische Aquarium und die damals noch dort ausgestellten Sammlungen afrikanischer und ozeanischer Kunst. Sein Auge schulte sich an dem großen Wandrelief von Alfred Janniot oder den Möbeln von Jacques-Émile Ruhlmann. Aber am Eingang stand auch ein merkwürdiges Verbotsschild, auf dem die Zeichnung eines hochhackigen Pumps durchgestrichen war – der Mosaikboden sollte von Pfennigabsätzen verschont bleiben. Durch dieses Schild, sagt Louboutin, habe er verstanden, dass alles mit einer Zeichnung beginne, auch ein Schuh.

In seinen Entwürfen fehlen allerdings nie der Fuß und der Ansatz des Beins, denn ein Pumps, eine Sandale oder Stiefelette sind eine Frage der Haltung, der Linie und der gesamten Erscheinung. „Ein Schuh muss gleichzeitig sichtbar sein und auch wieder verschwinden können“, lautet das Credo des Meisters – eine Angelegenheit für Magier also. Die Nudes-Serie, für die er Stiefeletten, Sandalen oder hohe Pumps in neun verschiedenen Hautfarben entwirft, treibt die Idee auf die Spitze: Ein Nude-Louboutin schmiegt sich Ton in Ton und wie in einem Guss an die Silhouette des Beins.

Die zweite legendäre Geschichte hat natürlich mit der berühmten roten Sohle seiner Schuhe zu tun. Wieder hängt alles mit einer Zeichnung zusammen. Als Louboutin 1992 eine Serie zu den „Flowers“ von Andy Warhol entwarf, gefiel ihm seine Zeichnung besser als die Modellanfertiigung. Es lag an der schwarzen Masse der Sohle unter dem Schuh, die erst durch die Anfertigung als zu übermächtig auffiel. Eine Assistentin lackierte sich gerade die Nägel knallrot. Louboutin schnappte sich kurzerhand das Flakon und übermalte die Sohle. Plötzlich habe der Schuh dem Entwurf wieder entsprochen, „die Farbe Rot kommt also von der Treue zu meiner Zeichnung“. Schon Ludwig XIV. hatte hohe rote Absätze am Versailler Hof in Mode gebracht. Im Louvre lassen sie sich auf Hyacinthe Rigauds „Paradebildnis Ludwigs XIV.“ bestaunen.

Christian Louboutin (Foto unten) ist der bekannteste französische Schuhmacher. Die Ausstellung zu seinem Werk ist im Palais de la Porte Dorée in Paris bis zum 3. Januar 2021 zu sehen.



BHS

DER NEUE RING



HOFACKER

www.goldschmiede-hofacker.de

BHS ist die Neuschöpfung des klassischen Diamant-Solitärings. Ein Ring mit intarsiertem Onyx oder rec. Koralle, Diamantpavé und der Dominanz eines feinen Diamanten.



Alles im Griff: Im Thüringer Wald gibt es Waldameisen, Kiebitze und manchmal sogar kleine Giraffen.

Rennsteig: Schlendern im Thüringer Wald

Der 170 Kilometer lange Rennsteig gilt als ältester und am meisten begangener Wanderweg Deutschlands. Er beginnt in Eisenach und geht bis nach Blankenstein. Ein großes weißes „R“ zeigt den Weg an. Hier war ich als Kind schon wandern, kurz nach dem Fall der Mauer. Ich bin Jahrgang 1981 und im nördlichsten Zipfel Bayerns großgeworden. Damals warnte mich meine Großmutter, nicht so ungestüm durch den Wald zu rennen. „Es könnten noch Minen versteckt sein.“ Mehr als 30 Jahre später gehe ich hier wieder wandern. Mal nicht nur von der A 71 von Berlin nach Coburg aus das dichte, dunkle Grün bestaunen, das sich wie Gelatine über die knapp 1000 Meter hohen Berge legt, sondern: mittenrein. Masserberg im südlichen Thüringer Wald ist der Startpunkt. Das 2000-Einwohner-Dorf wird seit 1999 als heilklimatischer Kurort geführt. Es liegt genau in der Mitte des Dreiecks Frankfurt/Nürnberg/Leipzig, auf einem lichtverwöhnten Plateau mit vielen Wiesen. In Masserberg kann man gut einen Familienroman über

vier Generationen schreiben, die verbliebenen Kiebitze zählen oder Mandarin lernen, denn es gibt hier außerordentlich wenig zu tun. Es sei denn, man sommerrodelt gerne. Zur Gemeinde Masserberg gehört auch der Ortsteil Einsiedel. Der Name ist Programm. Aber in diesem Jahr wird die Einöde zum Sehnsuchtsort. Wo sonst kann man besser die Abstandsregeln befolgen als hier? Die großenteils barrierefreien Wanderwege erlauben gut und gerne 1,5 Meter Mindestabstand. Nur unsere Tochter rennt den Weg im Zickzack entlang. Ab und an bleibt sie stehen und bewundert Waldameisen, strauchelt durch die rotbraunen Fichtenstämme und fällt auf weiches Moos. Die Zeit haben wir. Im Gegensatz zu Ausflügen in den Alpen müssen wir nicht die Abfahrtszeit der letzten Talfahrt beachten oder vor dem Mittagstisch an der Alm essen. Als wir an der Rennsteigwarte ankommen, schläft sie. Auf dem 33 Meter hohen Aussichtsturm hat man einen 360-Grad-Blick auf den Thüringer Wald bis zur Rhön oder der Veste Coburg. Der Blick ruht sich aus auf dunkelgrünem Panorama.



Grüner wird's nicht: Zeit zum Ausruhen gibt es hier genug.

DEUTSCHLANDREISE

2020

Eigentlich hatten wir für dieses Jahr große Reisen geplant. Dann kam Corona. Statt in Tromsø oder Triest landeten wir im deutschen Mittelgebirge. Es hätte nicht besser sein können.

Von Julia Stelzner

Ich bin rastlos, neugierig und ausgesprochen reiselustig. Andere lesen Weltliteratur, ich lese Weltkarten. Kofferpacken dauert bei mir keine zehn Minuten. Meine Reiseziele auf einem Zettel über dem Schreibtisch: Titisee im Schwarzwald, Surprise in Arizona, Llanfairpwllgwyngyllgogerychwyrndrobwllantysiliogogoch in Wales. In Berlin-Mitte, wo ich wohne, passiert schon lange nichts Neues. Spätestens nach drei Wochen will ich weg. Nur meine Flugscham macht mir Druck. Ich esse kein Fleisch, kaufe nur selten Kleidung und streame nicht. Aber was ich in den vergangenen Jahren privat und beruflich an CO₂ verpulvert habe, erschüttert mich. Da hilft kein Schönrechnen mit Atmosfair mehr. Da hilft nur – hierbleiben. Also: hier, in Deutschland. Es war schön, das vorweg. Auch wenn ich mich nicht an das Licht von Souvenirläden in pittoresken Altstadtgassen erinnere, das einen so blendet wie der geöffnete Kühlschrank mitten in der Nacht. Ich denke stattdessen an metallisch glänzende Kugeln auf Holzstäben in Vorgärten, die 365 Tage im Jahr ein Gefühl von Weihnachten vermitteln, ganz gleich, ob von ihnen Schneeregen perlt oder sich Sonnenlicht darin spiegelt. Ich denke an das Rot der Rewe-Filialen am Dorfrand und das Rot der Sparkassen-Filialen im Dorfzentrum. Und an die verschiedenen Grüntöne: das goldene Moosgrün am Rennsteig, das tiefe Blaugrün der Eifel, das schillernde Smaragdgrün im Altmühltal, das dichte Dunkelgrün im Schwarzwald. Mein Mann, unsere anderthalb Jahre alte Tochter und ich auf Urlaub in Deutschland. Das hatten wir schon lange vor. Dieses Jahr ging es nicht anders, wegen Corona. Einpacken, hinfahren, rumwandern, nichts tun, zurückkommen: ohne hektische Check-ins, ohne lange Transfers, ohne Klimazonen- und Garderobenwechsel von Wollpulli in Badeanzug. Das Reisen mit Auto oder Zug im eigenen Land plätschert so beruhigend gleichmäßig dahin wie ein Zimmerbrunnen. Kein Stress, sondern Ruhe, keine Sightseeing-Listen, sondern aktive Erholung. Aber nicht an der Ost- oder Nordsee, nicht in den Alpen, denn da ist es voll. Wo wir sind, da ist nichts los. Zum Glück!

FOTOS: JULIA STELZNER UND THORSTEN KONRAD

Altmühltal: Dunkelbier an der Donau

Das Altmühltal ist so gemächlich wie der Thüringer Wald. Weite Landschaft, viel Grün, kleine Orte. Was es hier gibt: in jedem Dorf mindestens drei Bauernhöfe und in vielen Gärten mindestens ein Dutzend Gartenfiguren aus Metall – Hühner, Wetterhähne, küssende Kinder, Störche, Tauben, Igel, Eisenbahnen. Das Altmühltal beginnt mit der Altmühlquelle an der Frankenhöhe und endet in Kelheim an der Donau. In den Tälern blüht knallroter Mohn neben lilablauen Kornblumen. Bis man hier auf den Wanderwegen jemandem begegnet, vergeht eine Halbzeit. Immer wieder ragen Jurakalkfelsen aus dem Grün. In einem von zehn Gesteinsbrocken am Wegrand steckt eine Fossilie als ewiges Zeugnis des Jura. Am Donaudurchbruch am Kloster Weltenburg wird es dann doch spektakulär. Erst dieses Jahr wurde die Weltenburger Enge als „Erstes Nationales Naturmonument Bayerns“ ausgezeichnet. Donaudurchbruch ist eine dicke Übertreibung. Die Donau hat sich nur deshalb hier ihren Weg durch die massiven Felswände gebahnt, weil das Tal und das heutige Flussbett bereits in der Eiszeit von mehreren Donaunebenflüssen freigeprägt wurden. 80.000 Jahre ist es her, dass der Kalk dahinschmolz wie Butter, die man zu lange in der Sonne stehen lässt. Trotz Corona fahren die Ausflugsschiffe wieder, mit Maske ist man dabei. Sie gleiten dahin wie auf dem Amazonas, zumindest ist es links und rechts davon so grün und dicht bewaldet. An den Kiesuffern entspannen Urlauber und Einheimische. Wir nehmen vor dem Weltenburger Kloster Platz, vor uns glitzert die Donau, die Handinnenflächen kühlt eine Flasche Dunkelbier, wie es hier schon seit rund 1000 Jahren gebraut wird. Herrlich!



Nichts tun, aber das richtig: Endlich hat man hier Gelegenheit, sich Grashalme mal genauer anzusehen.



Wie auf dem Amazonas: Die Donau hat sich den Weg durch Felswände gebahnt.

Eifel: Viel Ruhe und schlechter Empfang

Die Eifel, das ist das Gebiet zwischen Aachen im Norden, Trier im Süden und Koblenz im Osten. Sie ist noch karger und kälter als das Altmühltal und der Thüringer Wald es sind. Die Eifel ist nicht nur geographisch weit entfernt von den prunkvollen Seenlandschaften in Bayern. Sie ist bescheiden beschaulich. Wer hier Urlaub macht, macht es entweder – wie wir – wegen Freunden, die hier ein Haus haben. Oder weil man mal ohne große Höhenunterschiede wandern will. Oder weil man schlicht und einfach seine Ruhe will, denn der Handyempfang ist mies bis gar nicht vorhanden. So einfach kann „digital detox“ sein. Der Ruhepol sind die Maare. Wo vor 11.000 Jahren dicke Gesteinsschichten aufplopten, füllte Wasser die Ausbuchtungen. So entstanden die Maare. Sie sind dunkel, fast schon blauschwarz wie die Nacht. Sie glitzern nicht, sie spiegeln, irgendwie melancholisch. Besonders das Weinfeld der Maar. Eine Legende besagt, dass genau an der Stelle des Maars ein Schloss gestanden haben soll, in dem ein Graf mit Frau und Kind lebte. Als er jagen war, fand er bei seiner Rückkehr nur noch einen See vor, die Frau war verschluckt, das Kind trieb wohlbehalten in seiner Wiege ans Ufer. Das Dorf Weinfeld war einst um die Kapelle angesiedelt, die heute noch am Nordufer steht, bis die Bewohner an der Pest starben. Daher der geläufigere Name „Totenmaar“. Quicklebendig sind die 44 Ziegen und drei Esel, die am Weinfeld der Maar weiden. Beim Spazieren gehen verfolgen sie uns auf Schritt und Tritt. Als die Sonne untergeht, wird es frisch. Die Kälte ist eben doch die Krux der Eifel. Ohne Sonnenschein gibt es keine üppigen Ernten. Deshalb war die Eifel jahrhundertlang eine arme Region. Sogar im Sommer könnte man theoretisch heizen (oder im Pulli und mit Decke draußen grillen). Zudem regnet es viel. In der Eifel stellt man sich kein Schwimmbecken in den Garten, man lässt die Regentonnen volllaufen. Während unseres Kurztrips nach „Preußisch Sibirien“ habe ich kein einziges Mal Sonnencreme oder Badesachen ausgepackt. Nur beim Federball und beim Joggen über die Hügel kamen wir ins Schwitzen.



Nichts zu meckern: Am Totenmaar hat man seine Ruhe, und die Mitwanderer sind auch sehr nett.

Schwarzwald: In Heimatfilmkulissen

Ende Juni waren wir im Schwarzwald, im nördlichen Teil. Den kann man in einer halben Stunde von Baden-Baden aus ansteuern. Über die Schwarzwaldhochstraße geht es rein ins dunkle Grün, das sich, immer entlang der französischen Grenze, 200 Kilometer lang bis Basel erstreckt. Während die einen in Baden-Baden mit Manschettenknöpfen, Louis-Vuitton-Tasche und verspiegelter Sonnenbrille vor dem Champagnerkühler im Tal sitzen, hocken die anderen im Schwarzwald mit hochgerafften T-Shirt-Ärmeln und halbleerem Rucksack nach der Wanderung vor einem großen Radler. Im nördlichen Schwarzwald kann man aber auch sehr gut wandern. Zum Beispiel rund um die Schwarzenbachtalsperre bei Forbach. Links von der Staumauer der zwei Kilometer lange See, rechts die dichten, dunklen Tannen. Als wir mit Käsebrötchen am Ufer Rast machen und Steine in den See werfen, weil wir ja sonst nichts zu tun haben und weil es Spaß macht, kommt ein Gefühl von Kanada auf. Natur, Menschenleere und Stille – wenn nicht ständig die Motorradfahrer durch die Kurve brettern würden. Einzig diese Lärmkulisse nervt am Schwarzwald. Ansonsten sieht man an diesem Mittag niemanden, der die Walderdbeeren wegnaschen würde. Ganz anders am Mummelsee zwei Tage später. Dass der Schwarzwald auf dem Papier das meistbesuchte deutsche Mittelgebirge ist, wird hier offensichtlich: alles voller Touristen. Sie kaufen dort Schinken und Kirschwasser, Kuckucksuhren und Mützen mit roten Wollbommeln, Jausenbretter und sogar Quietscheentchen. Ob der Mummelsee diese Menschenmassen verdient hat? Er ist doch nur 3,7 Hektar groß. In 15 Minuten ist man einmal drumherum spaziert. Schöner sind die vielen versteckten Täler, die aussehen, als hätte man die Holzhäuser, Bachläufe und Blumenwiesen hineingezeichnet. Wer würde heute noch denken, dass der Nordschwarzwald Mitte des 19. Jahrhunderts fast komplett abgeholzt war? Heute sehen wir nur eine malerische, eine magische Landschaft, perfekt für Heimatfilme und Märchen. Es muss eigentlich nur noch geklärt werden, ob die Schwarzwälder Kirschtorte und das Kirschwasser jetzt der Rauheit oder der Lieblichkeit der Region geschuldet sind.



Stillt ruht der See: Schön ist die Aussicht, Käsebrötchen zu essen und Steine ins Wasser zu werfen.

Herr Lobenberg, können Sie sich an den ersten Wein erinnern, den Sie je getrunken haben?

Das war ein Vin de Pays de l'Hérault, ein Landwein aus Südfrankreich. Als ich anfang zu studieren, gab es den im Tetrapak bei Aldi. Ich komme aus einer Bier- und Schnapsregion, aus Lingen an der Ems – da trank man keinen Wein. Damit habe ich erst als Student angefangen, aber auf sehr niedrigem Niveau. Der Umschwung kam, als mir meine vier WG-Mitbewohner zum Geburtstag eine Flasche Beaujolais geschenkt haben. Keinen Primeur, sondern schon einen Cru, ich glaube einen Fleurie. Der kostete damals zehn Mark, das war für mich richtig viel Geld. Als ich den getrunken habe, war das für mich quasi eine Grenzerfahrung. Da habe ich gedacht: „Irre, was es nicht alles gibt!“ Und war ein für alle Mal angefixt.

Von diesem Tag an haben Sie nur noch gute Weine getrunken.

Vor allem habe ich gelesen. Ich komme aus einer Unternehmerfamilie, habe Soziologie und Philosophie in Marburg und dann Volkswirtschaft in Hamburg und Münster studiert. Als ich dort die Flasche Beaujolais getrunken hatte, habe ich alles zum Thema Wein gelesen: Hugh Johnson, Jancis Robinson, Robert Parker. Deren Bücher habe ich praktisch auswendig gelernt. Und ich habe alles probiert, was mir in die Quere kam. Das war manchmal nicht einfach, es gab ja noch kein Internet. Aber ich habe mir alle Weine bestellt, die mich interessiert haben.

Das war alles noch Hobby.

Ja, aber ein ziemlich intensives und kostspieliges. Ich habe schnell gemerkt, dass ich extrem gut probieren konnte. Ich habe ein geradezu fotografisches Gedächtnis für Geschmäcker, ich erkenne jeden Wein, den ich einmal getrunken habe, später wieder. Das fällt mir leichter, als Ihren Namen zu behalten. Außerdem habe ich eine ungewöhnliche Ausdauer. Wenn ich in Bordeaux zu den großen Cru-Bourgeois-Proben gehe, stehen da in einer Halle 400 Weine, von denen ich vielleicht 20 kenne. Da probiere ich mich in drei Stunden durch – und bei Nummer 297 weiß ich: Der ist es! Das geht nur mit Stehvermögen, und das habe ich.

Ist das eine Gabe? Ein Talent? Oder kann man das Verkosten lernen?

Man kann es lernen, aber ein Teil ist genetisch bedingt. Allerdings kommt noch etwas hinzu. Was nützt es Ihnen, wenn Sie gut probieren, aber Ihre Erkenntnisse nicht weitergeben können? Ich bin ein großer Fan von Gabriel García Márquez, der das Buch „Leben, um davon zu erzählen“ geschrieben hat – genau so sehe ich mein Weinleben.

Wie sind Sie dann zum Weinhandel gekommen?

Zum Beruf ist der Wein erst ein paar Jahre später geworden, nachdem ich in einer der Firmen meiner Familie gearbeitet hatte und nach der Geburt meines Sohns Luca mit meiner Freundin ein Jahr auf Zypern war, als Aussteiger. In der Zeit habe ich mir geschworen, dass ich nie wieder Jackett und Krawatte tragen und nie wieder als Angestellter arbeiten würde. Weil in dieser Situation Wein die natürliche Wahl war, habe ich mich an Eberhard Spangenberg gewandt, der in München einige Läden unter dem Namen „Garibaldi“ betreibt und mit dem ich heute befreundet bin,

„Für Rotwein bestelle ich immer einen Eiskühler“

Heiner Lobenberg über seine Entdeckung des Weins, das Stehvermögen bei Proben und den Preis der guten Tropfen

und habe ihm eine Partnerschaft angeboten. Als er ablehnte, habe ich in Bremen meinen eigenen Laden aufgemacht und eine Garage für mein Lager gemietet. Ich habe bei Null angefangen, mit einem Eigenbestand von 30.000 Mark, das war 1991. Heute machen wir 20 Millionen Euro Umsatz.

Gibt es Weine, die Sie damals im Sortiment hatten und heute immer noch verkaufen?

Ja, eine ganze Menge. Ich habe mit Italien und Frankreich angefangen und habe einige Erzeuger von Anfang an im Programm, vor allem aus Bordeaux, aber auch aus Piemont.

Wie groß war Ihre Auswahl am Anfang?

200 bis 300 Weine. Jetzt sind es 5500.

Die haben Sie alle probiert?

Genau. Und es gibt keinen darunter, auf den ich keinen Bock habe.

Wenn ein Winzer drei Weine hat, die Sie super finden, und zwei, die Ihnen nicht so gefallen – was machen Sie dann?

Es kommt darauf an, ob er mich zwingen kann, auch die aufzunehmen, die ich nicht so toll finde. Wenn ich einen Wein oder einen Winzer wirklich nicht abkann, kommen sie aber nicht ins Programm.

Das können Sie sich leisten?

Ja, wir sind ja im Highend-Segment unterwegs. Das Wichtigste in diesem Geschäft



Heiner Lobenberg hat im Jahr 1992 in Bremen das Unternehmen Lobenbergs Gute Weine gegründet. Seit verganginem Jahr teilt er sich die Geschäftsführung mit seinem Sohn Luca.

ist meine Glaubwürdigkeit. Ich muss ehrlich und nachvollziehbar sein, nicht nur ein bisschen schnacken. Wenn Sie den Beaujolais, über den ich gerade gesprochen habe, probieren und denken, „Mensch, der Lobenberg hat doch einen an der Waffel“, dann hat das keinen Sinn. Ich verkaufe nicht einen einzigen Wein, den ich nicht persönlich mit Freude über die Zunge bringe.

Reden wir über Preise: Was kostet Ihr günstigster Wein?

Fünf Euro.

Und der geht Ihnen auch mit Freude über die Zunge?

Ja. Alles was weniger kostet, ist meistens nichts weiter als vergorener Rebensaft und kein guter Wein in meinem Sinne, also im Grunde untrinkbar. Da sind im Discounter zwar auch mal akzeptable Sachen dabei, aber das ist unvorhersehbar wie im Zufallsgenerator.

Hat das Internet das Weingeschäft verändert?

Im Grunde nicht. Die Kundenansprache hat sich verändert. Früher habe ich im Laden gestanden und mit den Kunden gesprochen, heute machen wir das digital. Der Inhalt ist der gleiche.

Aber heute hat der Kunde durch das Internet doch eine hohe Transparenz. Sind die Kunden nicht besser informiert und preissensibler als früher?

Ja und nein. Auf der einen Seite ist der Preisdruck gestiegen, die Margen sind für alle deutlich gesunken, was vor allem für den stationären Handel problematisch ist. Auf der anderen Seite versuchen wir, diesem Druck zu entgehen, indem wir noch exklusiver geworden sind. Da spielen die Preise nicht die entscheidende Rolle.

In welcher Spanne bekomme ich als Kunde das beste Preis-Leistungsverhältnis?

Zwischen zehn und 20 Euro liegt die Wahrheit. Wobei diese Weine nicht die Qualitätsspitze darstellen. Aber das Verhältnis zum Preis ist besonders gut.

An welchem Punkt rechtfertigt die Qualität eines Weins nicht mehr seinen Preis? Oder wirtschaftlich ausgedrückt: Von welchem Preis an habe ich als Kunde einen abnehmenden Grenznutzen?

Das ist regional unterschiedlich. In Deutschland liegt dieser Punkt zwischen 50 und 70 Euro, bis dahin haben Sie einen Zuwachs an Qualität, den Sie schmecken können. In Bordeaux sieht das ähnlich aus. Im Burgund nicht ...

Lassen Sie uns kurz in Bordeaux bleiben: Was ist mit den vielen, vielen Weinen aus dieser Region, die viel mehr kosten?

Die sind nicht wegen ihrer Qualität so teuer, sondern weil Sie aus einem besonderen Châteaue kommen oder besonders rar sind. Da spielt das Terroir, also die Lage, eine große Rolle. Der Boden, auf dem ein bestimmter Wein wächst, ist begrenzt und nicht beliebig auszudehnen, was dazu führt, dass ein Winzer nur eine begrenzte Zahl von Flaschen von diesem Wein produzieren kann. Der zweite Punkt ist das Renommee, der Name eines Produzenten, auch der kann den Preis enorm in die Höhe treiben. Wein hat nicht nur mit Geschmack und Genuss zu tun, er ist auch mit Image und Prestige aufgeladen. Aus keinem anderen Grund kaufen reiche Russen und Chinesen so gerne die teuersten Bordeaux. Die besten Beispiele sind das Châteaue Cheval Blanc und das Châteaue Jean Faure in Saint Emilion: Sie liegen exakt auf dem gleichen Plateau, einem Terroir mit relativ hohem Kiesanteil, und sie kelttern ihre Weine praktisch unter identischen Bedingungen zu 95 Prozent aus den gleichen Rebsorten. Aber der Cheval Blanc kostet mehr als 700 Euro je Flasche, der Jean Faure etwa 40 Euro.

Woher kommt dieser Unterschied?

Das ist einfach der Name, den sich das Châteaue Cheval Blanc in gut 150 Jahren erworben hat, als eines der berühmtesten Weingüter in Bordeaux.

Das ist im Burgund anders?

Nein, das Prinzip ist das gleiche, aber dort würde ich die Schmerzgrenze bei etwa 100 Euro je Flasche sehen.

Und die Neue Welt?

Auch dort gilt dieses Prinzip. Kalifornien ähnelt in diesem Punkt Burgund und ist richtig teuer. Andere Gebiete wie Südafrika und Neuseeland liegen noch deutlich darunter.

Und sind deshalb für Weintrinker besonders attraktiv?

Ja. Südafrika ist in den vergangenen Jahren in die Weltliga aufgestiegen und weiter stark im Kommen, hat aber noch immer ein extrem gutes Preis-Leistungs-Verhältnis.

Ist Südafrika für Sie das derzeit spannendste Anbaugebiet?

Nein, das ist für mich die Loire. Dort gibt es momentan wahnsinnig aufregende Weine zwischen 15 und 20 Euro. Und dort sind Rebsorten im Kommen, die lange vergessen waren, Cabernet Franc und Chenin Blanc zum Beispiel. Aber auch das Jura gehört zu meinen Lieblingsentdeckerregionen.

Und was ist Ihr Lieblingswein, den Sie auf eine einsame Insel mitnehmen würden?

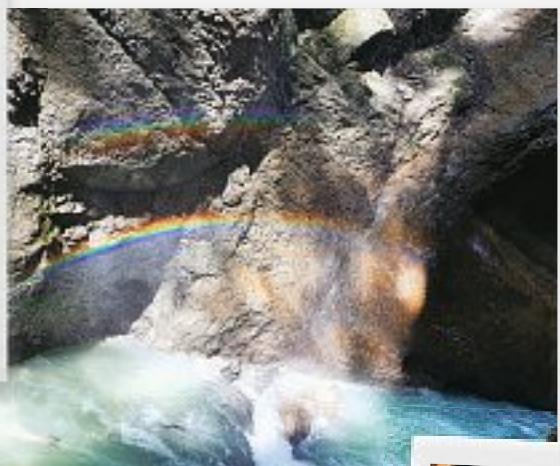
Natürlich ein Burgunder, ein Pinot Noir aus Chambolle-Musigny. Aber Sie müssten mir fairerweise schon einen Kühlschrank mit auf die Insel geben.

Für Ihren Rotwein?

Aber ja! Solche Weine muss man mit 15 Grad oder noch kühler trinken. Sie werden heute viel zu oft viel zu warm serviert. Das ist dramatisch. Darum bestelle ich immer, wenn ich einen Rotwein im Restaurant trinke, einen Eiskühler mit.

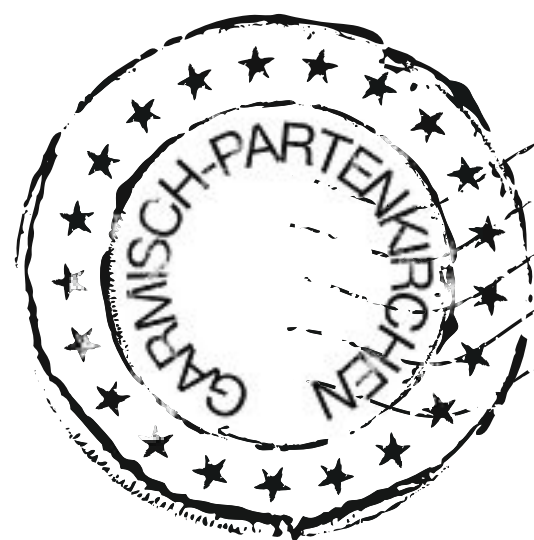
Die Fragen stellte Peter Badenhop.

In „GaPa“ gibt es Familienbetriebe statt Massentierhaltung; Landwirte lassen ihre wenigen Tiere ganzjährig auf der Weide grasen, oft haben sie im Tourismus eine weitere Einnahmequelle. Wo Mensch und Natur so im Einklang leben, beschwert sich niemand, wenn mal eine Ziegenherde die Straße blockiert.

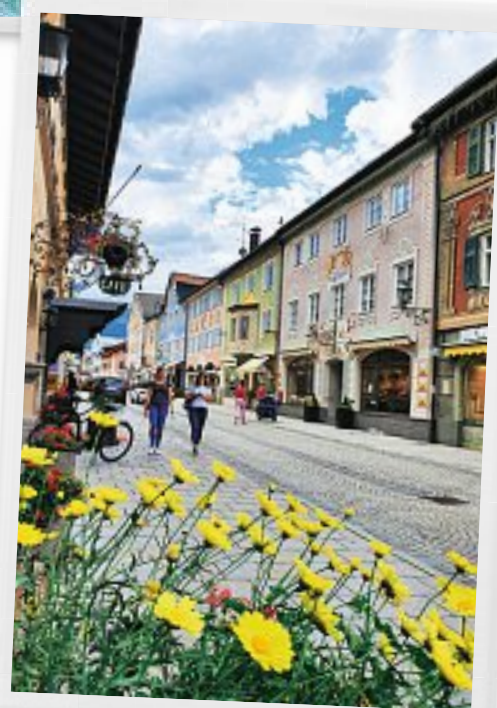


Die Partnachklamm ist seit 1912 Naturdenkmal. Beim Spaziergang durch die vor Millionen Jahren entstandene Klamm hört man den Wasserfall tosen, dessen Gischt bei Sonnenschein Regenbögen an die Felswände malt. Leider muss man dieses Spektakel mit Massen an anderen Besuchern teilen.

Grüße aus



Die historische Ludwigstraße im Ortskern von Partenkirchen folgt dem Verlauf der römischen Straße vom Brenner nach Augsburg. Hier kann man anstrengende Wandertage bei einem Aperitif ausklingen lassen und dabei Lüftlmalerei, Erker und Stuck an den herausgeputzten Fassaden bewundern.



Garmisch und Partenkirchen, die Orte am Fuße der Zugspitze, wurden 1935 gegen ihren Willen vereint.

Von Leonie Feuerbach



Vom Olympiastadion aus kann man nicht nur die Partnachklamm entdecken, sondern auch Wanderungen in alle Himmelsrichtungen beginnen – zum Beispiel auf den Eckbauer. Auf der Terrasse des Wirtshauses am Gipfel ist man mit Ausblick auf die Zugspitze. Wer keine Lust auf den steilen Abstieg hat, nimmt zurück die Gondel.



Vor Olympia 1936 errichteten die Nationalsozialisten am Fuß der Großen Olympiaschanze ein Stadion – und zwangsvereinigten Garmisch und Partenkirchen. Heute ist die Schanze Austragungsort des Neujahrsspringens der Vierschanzentournee und Touristenattraktion. Die faschistische Ästhetik des Stadions hingegen ist bedrückend.



König Ludwig II. errichtete sich mit Schloss und Park Linderhof eine Märchenwelt, etwa eine halbe Stunde Autofahrt von Garmisch-Partenkirchen entfernt. Zu dieser Welt gehört neben einer Venusgrotte mit künstlich geschaffenen Tropfsteinen und elektrischer Beleuchtung auch das Marokkanische Haus.



Vom Wanderparkplatz am Pflegersee aus lässt es sich zu verschiedenen Touren starten, etwa zur Burgruine Weidenfels. Danach muss man sich entscheiden: Eine Abkühlung im Strandbad mit Kiosk und Ruderbootverleih? Oder eine Stärkung im Berggasthof? Für letzteres sprechen die in Nussbutter gebratenen Spinatknödel.



BAHIA DEL DUQUE
THE TAIS

BAHÍA DEL DUQUE, DIE PERFEKTE SZENERIE FÜR UNVERGESSLICHE MOMENTE

Auf Teneriffa beherbergt das exklusive Hotel Bahía del Duque, eines der The Tais Hotels, eine Oase des Wohlbefindens an der Küste des Atlantiks. Ein unvergesslicher Abstecher zum Sich-Verwöhnen-Lassen

Jede Reise bedeutet neue Empfindungen und stimmt uns auf unvergessliche Erlebnisse ein. An der Küste von Adeje befindet sich das Hotel Bahía del Duque, ausgezeichnet als eines der besten Hotels in Europa. Als Prüfzeichen bietet es einen maßgeschneiderten Service und Pflege von Details auf einem unvergesslichen Abstecher wo Ruhe und Privatsphäre gewährleistet sind.

The Tais Hotels ist eine außerordentliche Kollektion an Luxushotels mit ganz persönlicher Eigenart. Das architektonische Schmuckstück Bahía del Duque des berühmten Architekten Andrés Piñero bildet ein ehemaliges kanarisches Luxusvilla nach und ist ein internationales Sinnbild in der Welt der Luxushotellerie.

Mit direkten Zugang und in geringer Entfernung von den Stränden Duque Norte und Duque Sur aus schwarzen und weißen Sand, erstreckt sich das Hotel entlang eines geräumigen Landgutes mit 100.000 m². Es ist umgeben von üppiger tropischer und subtropischer Vegetation, wo sich ein eigenes Bioklima entwickelt hat und wodurch das Hotel ein Vorbild für Nachhaltigkeit geworden ist.

Die Familie Tais Zamorano hat in dieser atemberaubenden Anlage ein ganzes "Wellness-Universum" geplant; eine Inspiration für die Entdeckung einer neuen Kultur des Wohlbefindens mit alternativen Therapien und einem außerordentlichen gastronomischen Angebot.

Im Herzen der Anlage befindet sich Bahía Wellness Retreat, ein Raum für die absolute Entspannung bestimmt, wo die lösende Kraft des Meerwassers behutsam mit der übersäumenden Energie der Sonne und des Vulkangesteins kombiniert werden. Gäste können hier die verschiedensten Sinneseindrücke durch unterschiedliche Behandlungen und Rituale, die auf dem Klima und der Natur der Insel beruhen, erleben. Damit die Gäste die beste Erfahrung anhand ihrer körperlichen und geistigen Fitness genießen, haben die Wellness-Therapeuten ein 360°-Wellness-Programm konzipiert.

Für Bahía del Duque hat die Gastronomie auch eine führende Rolle. Wie eine kulinarische Menüreise durch die Welt bereitet Miguel Cabrera, Chefkoch der Hotelküchen, eine Vielfalt an Speisen: Alisios Market Food bietet Marktküche an; unter der Leitung von Pierre Resimont, Chef der für sein Restaurant in Belgien mit zwei Michelin-Sternen ausgezeichnet wurde, bietet La Brasserie französische Küche an; La Trattoria ist auf italienische Küche spezialisiert und die Power der baskischen Küche kann im Restaurant Sua gekostet werden.

BAHIA DEL DUQUE
THE TAIS
www.thetaishotels.com/bahia-del-duque





Getrennte Wege: Den Mini Cooper S (links) bringt ein Verbrennungsmotor voran, der neu auf den Markt gekommene Mini Cooper SE rollt mit Elektroantrieb in die Zukunft.

DIE REINEN UNTERSCHIEDE

Ein Wagen, zwei Welten: Der elektrische Mini Cooper SE und sein Pendant mit Verbrennungsmotor sind nur optisch Zwillinge.

Von Boris Schmidt

Ein Mini ist ein Statement. Gewöhnliche Kleinwagen fahren andere. 1959 von Alec Issigonis entworfen, war der erste Mini ein Vorbild an Raumaussnutzung, und er brachte sogar das Kunststoff fällig, seinen Nachfolger, den Mini Metro, zu überleben. Bis Oktober 2000 wurde der klassische Mini gebaut, insgesamt mehr als 5,7 Millionen Mal. Zu diesem Zeitpunkt hatte BMW sein englisches Abenteuer – den Kauf von Rover – nach sechs Jahren schon beendet, aber mit der Marke und dem Werk in Oxford hatte das Unternehmen noch viel vor. Die zweite Mini-Auflage kam 2001, und sie war eine mehr als gelungene Hommage an das Original – 3,60 Meter lang, mehr als einen halben Meter länger somit, aber auf den ersten Blick ein Mini. Zwar gab es anfangs Probleme mit der Qualität, aber der Neue setzte sich durch. Nach und nach wurde die Marke durch weitere Modelle erweitert.

2020 rollt schon die dritte Generation des New Mini über die Straßen, ergänzt durch das Cabrio, den 4,25 Meter langen Kombi Clubman und den SUV Countryman. Doch das sind Nebenprodukte. Das Herz der Marke ist nach wie vor die zweitürige Variante, das Urmodell. Das ist heute gut 3,80 Meter lang, also abermals gewachsen. Als Viertürer ist der Mini sogar fast vier Meter lang.

Und jetzt kommt noch der rein elektrische Mini hinzu. Er firmiert ausgeschrieben als Mini Cooper SE und ist stets ein Zweitürer. Streng genommen ist er der zweite elektrische Mini, schon 2008 wurden einige Hundert Elektrowagen gebaut und an Privatkunden im Rahmen eines Flottenversuchs verleast. Damals beanspruchten die Batterien noch die Rückbank, heute unterscheidet sich ein Mini E im Platzangebot nicht von den Benzinern – Diesel sind nicht mehr im Angebot.

Den Ingenieuren ist das Kunststoffstück gelungen, die Antriebseinheit aus dem rein elektrischen BMW i3 in den Mini zu packen und dabei von Heck- auf Frontantrieb umzustellen. Der Elektromotor sitzt im Mini vorne, die Batterien sind T-förmig im Mittelunnel und unter der Rückbank platziert.

Von außen unterscheidet sich der E-Mini fast nur durch Farbakzente und andere Felgen vom herkömmlichen Mini. Und seit das Benziner-Modell den kleinen Monitor hinter dem Lenkrad, der über die wichtigsten Fahrzustände informiert, übernommen hat, gibt es auch innen kaum noch Unterschiede. Der Monitor war zunächst nur dem Mini E vorbehalten, alle anderen Modelle hatten bis vor kurzem einen klassischen runden Tacho.

Beim Fahren aber zeigen sich schnell Unterschiede. Üppige 270 Newtonmeter maximales Drehmoment stehen im Mini E sofort parat, die Leistung muss nicht erst aufgebaut werden. Der 2,0-Liter-Benziner im Cooper S ohne E bietet seine 280 Newtonmeter erst bei 5000 Umdrehungen in der Minute. Dazu singt der Motor sein Lied, er ist nicht übermäßig laut, und viele lieben den Sound – aber vom elektrischen Mini, der beinahe lautlos ebenso flink unterwegs ist wie sein Pendant, unterscheiden ihn Welten. Die Ruhe, die jedes Elektroauto ausstrahlt, ist immer wieder eine Wohltat. Um das Schalten muss man sich in beiden Modellen nicht kümmern. Der Cooper S mit E kann zudem mit einem Pedal gefahren werden: Der Elektromotor verzögert auf Wunsch ohne „Gas“ so stark, dass die eigentlichen Bremsen nur im Notfall gebraucht werden.

Das Kräfteverhältnis der beiden Cooper ist nahezu ausgeglichen: Der Mini E bietet 184 PS, der Benziner 192. Beide brauchen rund sieben Sekunden, um aus dem Stand von 0 auf 100 Kilometer pro Stunde zu kommen. Danach offenbaren sich wieder Unterschiede, nicht nur in der Tonlage: Während der Cooper S bis zu 235 Kilometer pro Stunde erreichen kann, muss ihm der Cooper SE von Tempo 150 an hinterher schauen – dann wird ihm elektronisch ein Riegel vorgeschoben. Er könnte schneller, nur liefe er dann Gefahr, noch früher die Akkus zu leeren, als er es ohnehin schon tut.

Mehr als zwölf Batteriemodule waren nun mal im Mini-Korpus nicht unterzubringen, somit sind nur 32,6 Kilowattstunden Energie an Bord. Das ist das größte Manko des sonst wunderbaren elektrischen Mini. Die Reichweite ist indiskutabel, der Mini E ist eigentlich kein vollwertiges Auto, sondern nur eines für die Stadt. Eine sichere Reichweite von 180 Kilometer greift zu kurz. Um von Frankfurt nach München zu kommen, muss der Mini E zweimal an die Steckdose. Immerhin kann er an Schnelllade-Stationen maximal 50 Kilowatt Gleichstrom fassen, dann ist ein leerer Akku in einer halben Stunde zu 80 Prozent voll. An der einfachen Steckdose lädt der Mini gut zehn Stunden, die

Anschaffung einer 11-Kilowatt-Wallbox für zu Hause ist eigentlich Pflicht. Sie kostet 964 Euro plus Montage. Dann ist der Mini in knapp vier Stunden wieder flott.

Dass der Mini E trotz des immensen Reichweiten-Nachteils Chancen hat, liegt zum einen an seinem sehr guten Fahrverhalten – es macht einfach Spaß, ihn zu bewegen. Zum anderen ist es eben ein Mini. Die Aussage, die man mit einem Mini E als Fahrzeug macht, ist noch stärker als die mit einem Verbrenner. Vielleicht hätte Mini sogar gut daran getan, noch ein paar mehr Design-Unterschiede zu den herkömmlichen Modellen zu kreieren.

Ein wichtiger Faktor darf nicht verschwiegen werden: der Preis. Ohne jegliche Förderung startet der Cooper SE bei 31.680 Euro. Dem steht der Cooper S gegenüber, der 25.636 Euro kostet. Wohl gemerkt: Das sind die Basispreise. Für den SE gibt es vier Ausstattungslinien, die Größen S, M, L, XL. In der größten liegt man knapp unter 40.000 Euro. Zieht man beim SE die rund 9000 Euro Fördergeld ab, die zur Zeit der Elektromobilität Rückenwind geben sollen, ist der elektrische Mini aber rund 3000 Euro im Vorteil. Abgesehen davon, dass E-Autos für zehn Jahre von der Kraftfahrzeugsteuer befreit sind, geringere Wartungskosten anfallen und Dienstwagen-Fahrer nur 0,25 Prozent vom Kaufpreis im Monat als geldwerten Vorteil versteuern müssen und nicht 1,0 Prozent. Mit rund 17 Kilowattstunden auf 100 Kilometer kann man auskommen, auch das belastet den Geldbeutel deutlich weniger als die acht bis zehn Liter Super, die ein Cooper S auf 100 Kilometern verbraucht.

Ohne Frage: Der Mini hat so viel Charme und Charakter, dass er besonders als Elektroauto eine Rolle spielen kann. Die ersten Reaktionen im Markt sind sehr gut. Nur wird der elektrische Mini Cooper dem Mini Cooper S in Sachen Reisetauglichkeit nie das Wasser reichen können. Der fährt mindestens 400 Kilometer weit, tankt in weniger als fünf Minuten, und weiter geht's. Aber wer nach München ohnehin den ICE nimmt, der ist mit einem Mini SE als Stadtauto gut bedient. ◀

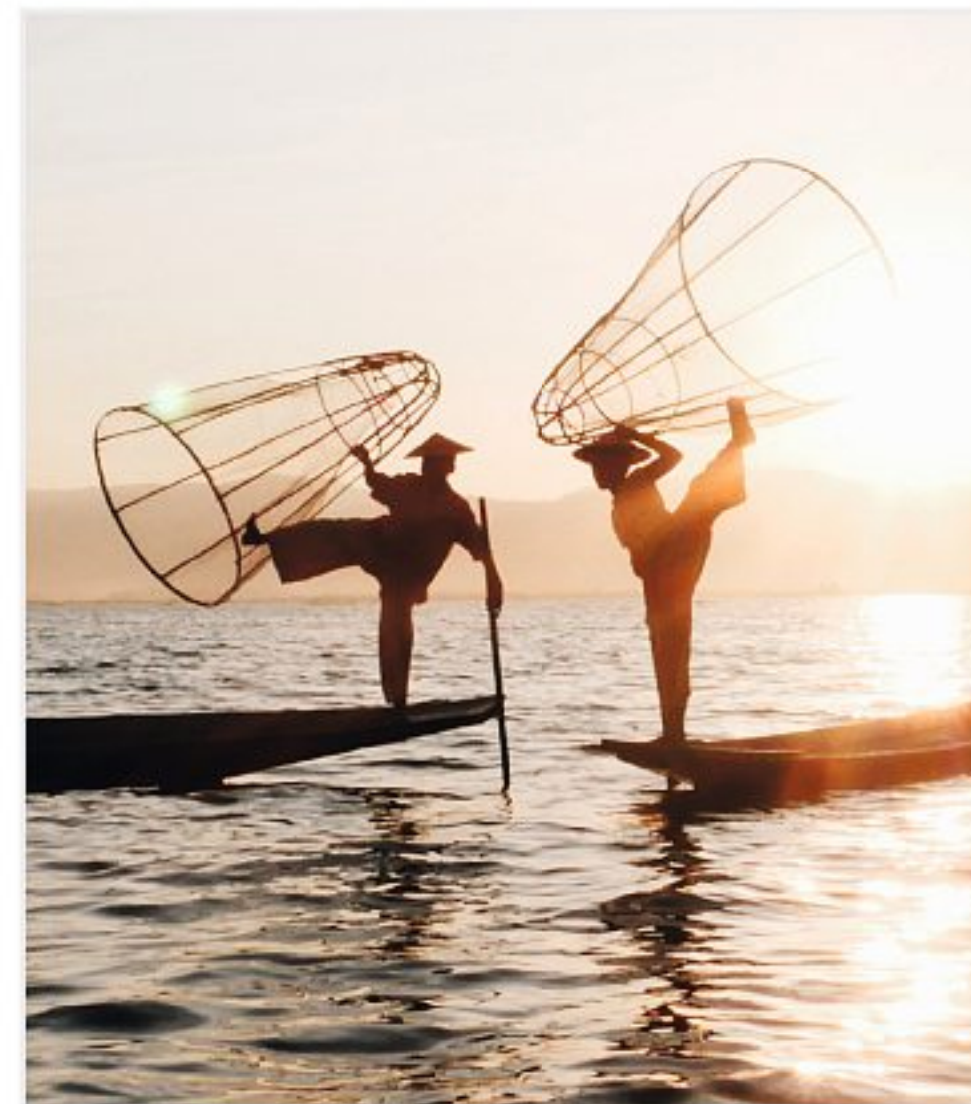


Mehrfacher Gewinner des TIPA World Award 2013 | 2017 | 2020

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 26 internationaler Fotografie-Magazine

Alle Rechte, Änderungen und Irrtümer vorbehalten. WhiteWall Media GmbH, Europasales@white-wall.de, Foto: by Anastasia Popova



Ihre schönsten Momente in einzigartiger Galerie-Qualität.

Hinter Acrylglas, gerahmt oder als großer Foto-Abzug. Made in Germany – von Menschen, die Fotografie lieben. Wir sind stolz auf mehr als 100 Testsiege und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Ihr Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone.

WhiteWall.de

Stores in Berlin | Düsseldorf | Frankfurt | Hamburg | Köln | München | Stuttgart | Wien | Zürich

WHITE WALL

DOPPEL HÄUTIG

Zwei-in-eins-Produkte haben keinen guten Ruf. Dabei sind die Wirkstoffe im Team nicht nur praktisch, sondern häufig auch verträglicher.

Von Jennifer Wiebking, Illustrationen Jan-Hendrik Holst

Der Verdacht liegt nahe, dass es sich um eine Mogelpackung handelt. Die Schönheitsindustrie, das ist kein Geheimnis, ist darin ungefähr so gut wie die Boulevardmedien, die auf ihren Titelseiten und Websites Woche für Woche brisante Storys ankündigen, die sich beim Lesen als Nichtigkeiten herausstellen. Die Marketingabteilungen der Beautykonzerne können da durchaus mithalten: Auf der Flasche ist die Rede von revolutionärer Forschung, von ganz besonderen Wirkstoffkomplexen. Oder davon: Zwei-in-eins. Ein Produkt, zwei Versprechen. Ob der Flascheninhalt überhaupt nur eines davon erfüllt, bleibt ungeklärt.

In Drogeriemärkten, in Parfümerien, selbst in Apotheken, stößt man wie selbstverständlich auf diese Idee eines Produkts mit zwei Anwendungsoptionen. 2-in-1-Balea-Flüssigseife, 2-in-1-Alverde-Fußpeeling, 2-in-1 für Haut und Haar von Sebamed, 2-in-1-Gesichtsfluid von Sante Homme, 2-in-1-Compact-Foundation von Lavera. Und so weiter. Zwei-in-eins gehört längst zum Inventar im Regal, scheint sich also gut zu verkaufen, und dennoch muss man als Konsument nicht gerade kritisch unterwegs sein, um ein solches großes Wirkversprechen zunächst einmal unter Mythenbildung der Beautybranche zu verbuchen.

Die Geschichte der vermeintlichen Teamarbeit von Flascheninhalten (einer reinigt die Haut, der andere die Haare) könnte schon an diesem Punkt zu Ende sein. Wäre da nicht zum Beispiel die Dermatologin Christiane Bayerl, die als Chefarztin an den Helios Dr. Horst Schmidt Kliniken in Wiesbaden tätig ist. Wenn man sie nach Produkten mit diesem vermeintlichen Zauberwort fragt, sagt sie: „Stellen Sie sich einen Inhaltsstoff vor, der Material löst, eine niedrig-prozentige Salicylsäure oder Fruchtsäure, und eine Substanz, die die Haut beruhigt, zum Beispiel Dexpanthenol. So eine Kombination kann in der Tat beide Effekte haben.“ Bayerl sagt außerdem, wenn man beide Wirkeffekte brauche, dann sei es sinnvoll, ein Kombi-Produkt zu verwenden.

Sinnvoll, weil da unter anderem die Faktoren Zeit und Platz im Badezimmer

sind, die an durchgetakteten Tagen und bei steigenden Kosten für den Wohnraum eine Rolle spielen. Martin Ruppmann, der als Geschäftsführer des VKE-Kosmetikverbands einen Überblick über die Branche in Deutschland hat, kennt das Stichwort dazu: „Schnellpflege. Es geht immer um Zeitersparnis, Komfort, Service, Mehrwert.“ Ein Produkt als Dienstleister des Lebens.

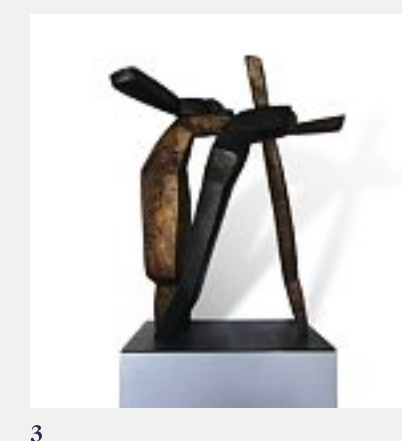
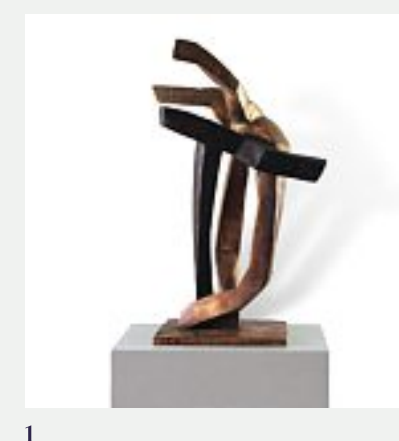
Denn in der Theorie mag die Idee von der Gesichtspflege als Inbegriff von Selfcare im Alltag schön sein. In der Praxis wanken viele Menschen nach einem anstrengenden Tag aber doch eher Richtung Badezimmer, weil sie die paar Stunden Freizeit am Abend damit verbracht haben, die Spülmaschine zu beladen und Wäsche zu falten. Weil das Treffen mit den Freunden im Restaurant so schön war, dass es nicht enden sollte. Weil es noch schnell was zu tun gab, um das digitale Ich in den sozialen Medien auf den neuesten Stand zu bringen. Irgendetwas ist immer, und das Auftragen der Gesichtsmaske steht da für die meisten nicht gerade weit oben auf der Liste der Prioritäten. Also ein Team-Präparat.

Mit anderen Worten: besser eines für alles statt keines. „Ein junger Mann, der unreine Haut hat, wird keine drei Cremes verwenden“, sagt die Dermatologin Christiane Bayerl. „Oder Menschen, die aus der Dusche springen und keine Zeit haben, ihre Haut rückzufetten.“ Für sie sei eine Waschsubstanz sinnvoll, die zugleich wie eine Bodylotion pflegt. Auch deshalb, weil man seiner Haut so nicht mehrfach einen Schwung Konservierungsstoffe und Duftstoffe mitgibt.

In extremer Ausprägung sei das beim Gegenteil zu Zwei-in-eins zu beobachten: der K-Beauty, dem Schönheitsprogramm nach koreanischem Vorbild, mit mindestens fünf Schritten, mit jeweils einem Produkt pro Anwendung. „Alle Kosmetika müssen konserviert werden“, sagt Bayerl. „Bei fünf Produkten hat man fünfmal Konservierungsstoffe und Duftstoffe. Da kann es schon zu Reizungen und Irritationen kommen. Man hat dann psychologisch das Gefühl, viel getan zu haben. Aber vielleicht ist das auch zu viel.“ Und zumindest diese Gefahr besteht bei Zwei-in-eins-Produkten nicht.



fa.z.



Sichern Sie sich jetzt
Ihr Kunstwerk:
faz.net/selection

Bronzeskulpturen von Beate Debus

Beate Debus thematisiert in ihren Skulpturen die Dualität zweier Figuren und hebt diese durch die Hell-Dunkel-Färbung hervor. Abstrahierende, filigrane und von einer außerordentlichen Dynamik geprägte Linien, die mit ihren tänzerischen Bewegungen in den Raum hinein greifen und vom Auge, trotz des Abstraktionsprozesses, als verborgene Menschengestalten wahrgenommen werden.

Sichern Sie sich eine der Bronzen der erfolgreichen in 1957 in Eisenach geborenen Künstlerin. Unser Partner DIE GALERIE übernimmt die Abwicklung.

1. **Kreuzspiel:** 2016, 64×43×28, 12.500 Euro, 6 Ex.

2. **Kreuzdoppelgang:** 2016, 64×44×24, 11.000 Euro, 6 Ex.

3. **Fluchtkreuz:** 2016, 75×50×60, 15.500 Euro, 6 Ex.

4. **Kleiner Schwung:** 2019, 57×34×18, 12.000 Euro, 6 Ex.



Beate Debus bei ihrer Arbeit. „Für mich ist Skulptur Körper im Raum, er baut sich durch Formen, Linien, Strukturen auf, die dem Inhalt Bedeutung verleihen.“

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – exklusiv für F.A.Z.-Leser gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern.

Info (069) 75 91-10 10, Fax (069) 75 91-80 82 52

Frankfurter Allgemeine
SELECTION

„ICH TRAGE SCHUHE AUF DER COUCH. HEIKO HASST ES.“



Was essen Sie zum Frühstück?

Heiko: Meistens Porridge mit Bananen, Proteinpulver und Soja- oder Hafermilch. Und einen Kaffee – ohne kommen wir nicht aus dem Bett. Seit einem Monat haben wir eine Milchschaummaschine: Lifechanger!
Roman: In meiner Traumwelt wäre mein Frühstück sehr ausgedehnt, mit Omelett, Müsli, Pancakes, Früchten. In der Realität reicht es meistens für einen Kaffee, noch einen Kaffee – und vielleicht noch ein Croissant.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

H: Meistens in der Stadt. Ich bin kein Fan von Online-shopping, weil ich meist enttäuscht werde.
R: Ich kauf' eigentlich alle meine Kleidung in Skateshops.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

R: Wir haben noch uralten „Die Lochis“-Merchandise.
H: Meine alten Fußballschuhe aus der C-Jugend.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

H: Das war in diesem Jahr eine Grußkarte an unsere Großeltern in den Vereinigten Staaten.
R: Da hast du nur drauf unterschrieben!
H: Nein! Ich hab' da sicher was drauf geschrieben.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

H: „Hops, Fips und Taps“ von Enid Blyton. Das ist ein ganz altes Buch, ich hab's von unserem Dad.
R: „Harry Potter“. Danach wollte ich Schriftsteller werden. Ich hab' mir sogar eine Schreibmaschine gekauft. Und „Rich Dad Poor Dad“ von Robert T. Kiyosaki.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

H: Primär übers Internet – FAZ.NET natürlich, aber auch andere Newsportale.
R: Bei mir ist es ähnlich, verschiedene Newsportale. Was ich total schön finde: In der Bahn oder im Flugzeug liegen oft Zeitungen, und da hat man Zeit, die zu lesen.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

H: Aktuell Corona, das geht wohl fast jedem so.
R: Mein Arm. Ich hab' mir beim Skaten die Bänder gerissen und werde oft darauf angesprochen.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

H: „Chihiros Reise ins Zauberland“. Da hab' ich 'ne Träne verdrückt – und das passiert mir fast nie.
R: Bei einer Reportage über die Eintracht.

Sind Sie abergläubisch?

H: Irgendwie schon. Wir haben Rituale vor Konzerten.
R: Ich rede mir ein, dass ich's nicht bin – aber doch, ja.
H: Wenn ich unterwegs Sirenen höre, und Roman ist nicht bei mir, dann ruf' ich ihn oft an, um zu fragen, ob alles okay bei ihm ist.

Worüber können Sie lachen?

R: Das klingt jetzt pathetisch, aber zusammen können wir über alles lachen.
H: Am allermeisten lache ich über die Witze, die Roman und ich uns zuwerfen – bei denen kein anderer mitkommt. Zwillingenanfälle.

Ihr Lieblingsvorname?

H: Heiko. Das ist ein sehr alter Name – und ich hab' mich als Kind dafür geschämt. Total doof.
R: Ich finde, Marie ist ein sehr schöner Name.

Machen Sie eine Mittagspause?

H: Ja, doch, safe. Ein bisschen Auszeit braucht man.
R: Meine Mittagspause geht sehr schnell, ich esse schnell.

In welchem Land würden Sie gerne leben?

H: Für immer? In Deutschland. Total langweilig. Ich könnte mir nicht vorstellen auszuwandern. Deutschland ist ein gutes Land, das hat man in der Krise gemerkt.
R: Da kann ich mich nur anschließen. Ich fühle mich hier auch sicher. Und geborgen.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

H: Der ist manchmal ganz schön leer. Wahrscheinlich Soja- oder Hafermilch.
R: Immer irgendwas, was schon zu lange drinsteht.
H: Das liegt aber meistens an dir, nicht an mir!

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

H: Mit Auto auf jeden Fall.
R: Definitiv mit Auto.

Was ist Ihr größtes Talent?

H: Songs schreiben.
R: Ja, Songs kreieren. Musik machen.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

H: Rauchen, E-Zigaretten. Ich bin leider süchtig.
R: Ich hab' 'ne ganz schlechte Angewohnheit – der Heiko hasst es! Ich lass' oft meine Schuhe auf der Couch an.
H: Ich werde schon ganz wütend, wenn ich's nur höre!

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

R: Mozart.
H: Kolumbus.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

H: Ja, meine Rolex.
R: Die Rolex haben wir uns vor zwei Jahren nach der Tour gekauft. Mein einziges Luxussteil.
H: Ich denke manchmal, ich bin der Typ, dem Schmuck steht, und dann guck ich in den Spiegel: Nee, doch nicht.
R: Du siehst damit immer dubios aus!

Haben Sie einen Lieblingsduft?

H: Eros von Versace und Tobacco Vanille von Tom Ford.
R: Match Point von Lacoste.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

H: Mit unseren Eltern auf Sizilien. Ich vermisse Familienurlaub zu viert. Wir kommen jetzt nicht aus einem reichen Elternhaus, da war ein Urlaub ein echtes Highlight.
R: Auf jeden Fall auch Sizilien, das war wirklich toll.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

H: Wir waren zusammen bei Kummer in Frankfurt.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

H: Gar nicht mal so viel. Aktuell die Bühne.
R: Wenn irgendwas fehlt, dann wohl eine Freundin. Das ist ein großer Punkt. Ansonsten bin ich sehr glücklich.

Was trinken Sie zum Abendessen?

H: Meistens stilles Wasser. Selten ein Glas Weißwein.
R: Ich trinke gar keinen Alkohol, darum auch Wasser oder Softdrinks. Apfelsaftschorle.

Aufgezeichnet von Johanna Dürrholz.



1 2 5
JAHRE
DEUTSCHE
MANUFAKTUR

SOFA OCEAN 7 BY BRETZ

ALEXANDER-BRETZ-STR. 2 • D-55457 GENSINGEN • TEL. 06727-895-0 • INFO@BRETZ.DE • BRETZ.DE
FLAGSHIPS: STILWERK BERLIN • HOHE STR. 1 DORTMUND • WILSDRUFFER STR. 9 DRESDEN
STILWERK DÜSSELDORF • ALTE GASSE 1 FRANKFURT • STILWERK HAMBURG • HOHENSTAUENRING 62
KÖLN • BACHSTR. 8 KONSTANZ-KREUZLINGEN • REUDNITZER STR. 1 LEIPZIG • HOHENZOLLERNSTR. 100
MÜNCHEN • HALLPLATZ 37 NÜRNBERG • KÖNIGSBAU PASSAGEN STUTTGART • SALZGRIES 2 WIEN

Bretz
TRUE CHARACTERS

HUBLOT



HUBLOT
BOUTIQUES

BERLIN • FRANKFURT • MUNICH

hublot.com • f • t • @

SPIRIT OF BIG BANG MECA-10

18K King Gold Gehäuse. Manufakturwerk
mit Handaufzug und 10 Tagen Gangreserve.